Briefe
eines preußiſchen Augenzeugen
über den
Feldzug
des
Herzogs von Braunſchweig
gegen die
Neufranken
im Jahre 1792.

Tros Rutulusve fuat, nullo diſcrimine habebo!

Germanien, 1793.

CANTON DE VAUD BIBLIOTHEQUE CANTONALE LIBERTE ET PATRIE

Briefe

über den

Feldzug des Herzogs v. Braunſchweig.

Erſtes Pack.

„Die magiſchen Täuſchungen, womit man bisher Andere und ſich betrog, laſſen ſich nur in einem Nebel ſpielen; und gewaltſame Mittel — außer dem, daß ſie eben ſo unbillig als verhaßt ſind — beſchleunigen in der That die fürchterliche Kataſtrophe, welcher man dadurch vorbauen will.„

Neue Götter-Geſpräche von Wieland, S. 368.

Vorbericht.

Der Verfaſſer dieſer Briefe war ein Augenzeuge der Begebenheiten bey der preußiſchen Armee, der gerade nicht mehr, und nicht weniger von den Vorfällen des Feldzuges des Herzogs von Braunſchweig, im Jahr 1792. aufſchrieb, als er ſelbſt geſehen und erfahren hatte.

Er hatte nichts weniger im Sinne, als eine ausführliche und zuſammenhängende Geſchichte dieſes unſeligen Feldzuges zuſammen zu tragen: aber ſeine Nachrichten ſollten als Bruchſtücke, doch ein nicht zu verachtender Beytrag zu dieſer Ge-

ſchichte ſelbſt ſeyn. Aus dieſer Rückſicht muß man ſich es erklären, warum Manches, was würklich mit und bey den Preußen und deren Alliirten vorgefallen iſt, ſich in dieſen Blättern nicht findet. Begebenheiten, bey denen unſer Verfaſſer nicht zugegen war, hat er entweder nur kurz berührt, oder gar übergangen.

Die Hauptabſicht dieſer Briefe iſt, einen Beweis aufzuſtellen: daß der erſte Plan des Herzogs von Braunſchweig, Frankreich durch einen Angriff auf Paris zu überwältigen, Ludwig XVI. auf ſeinem Throne zu befeſtigen und dadurch Ruhe und Conſiſtenz in dieſes Reich wieder einzuführen, geſcheitert iſt, und daß unſer König ſowohl, als ſein bevollmächtigter Heerführer, durch die falſchen Vorſpiegelungen der Emigrirten auf eine un-

er-

erhörte und beynahe unglaubliche Art getäuſcht und hintergangen ſind. Und dieſen Beweis denkt er geliefert zu haben.

Das Publikum wird daher, wie der Verfaſſer ſich im voraus ſchmeichelt, dieſe Briefe einer gütigen Aufnahme würdigen: und geſchieht dieſes, ſo ſoll — wenn anders der Verfaſſer am Leben bleibt — eine Fortſetzung geliefert werden.

Der freie, unbefangene Ton, welcher in dieſen Nachrichten herrſcht, wird Niemanden beleidigen: es iſt der Ton der Wahrheitsliebe und der Unpartheilichkeit. Der Verfaſſer ſteht freilich im preußiſchen Dienſte, aber er weiß doch recht gut, was er der Wahrheit und dem Publikum ſchuldig iſt.

Daß manche preußiſche Generale und Officiere, welche an Vorfällen, die beſchrieben ſind, Antheil gehabt haben, nicht genannt ſind, geſchah würklich aus Achtung gegen dieſe Männer, und nicht aus Unwiſſenheit, Uebereilung oder gar aus Menſchenfurcht.

Uibrigens muß auch die Schreibart des Verfaſſers entſchuldiget werden. Er ſchrieb in kleinen rauchrichten Stuben, unter ſtetem Getümmel der Soldaten: wo ſollte da der edle Stil herkommen? Der Verfaſſer war ſchon zufrieden, die Thatſachen ſchlichtweg aufgezeichnet zu haben.

So viel und nicht mehr, ſchien zum Vorberichte nöthig zu ſeyn.

Er=

Erſter Brief.

Sie verlangen von mir, mein Beßter, daß ich Ihnen die mannigfaltigen Erfahrungen mittheile, die ich im gegenwärtigen Feldzuge gemacht habe. Das iſt nun für ſich ſchon ein hübſch Stückchen Arbeit, welches nichts mehr erfordert, als einen Erzähler, der Kopf und Muſe genug hat, eine recht intereſſante Unterhaltung aufzuſetzen. Aber wenn ich mich auch über die Art der Beſchreibung hinwegſetzen, und meinen Ton, meine Art vorzutragen, als hinlänglich ſchicklich anſehen wollte, ſo kommen mir doch andere Schwierigkeiten in den Weg, die ich nicht ſo leicht wegzuräumen vermag. Der Spektakel, welcher jetzt ſo viele große und

kleine Akteurs und Zuſchauer beſchäftiget, und den man den franzöſiſchen Patriotenkrieg nennet, kann von ſo vielen verſchiedenen Seiten betrachtet werden, daß es dem Beſchreiber allerdings ſchwer fallen muß, einen ſolchen Geſichtspunkt zu treffen, der wenigſtens den meiſten Leſern behage.

Als ein gebohrner guter Deutſcher, und als Unterthan eines deutſchen Monarchen, ſollte ich wohl alles, was die Neufranken unternehmen, als ſchändliche Verbrechen aufſtellen, und nach Art manches gedungenen oder Beförderungsdürftigen Journal- und Zeitungs-Schreibers in unſerm lieben Deutſchland, bey jeder Gelegenheit auf die Fränkiſche Nation ſchimpfen. Denn würklich, man fängt ſchon an, das Schimpfen auf die Neufran-

franken als ein weſentliches Stück des ächten deutſchen Patriotismus anzuſehen, und alles, was an und von Franzoſen iſt, mit den gehäſſigſten Farben abzumalen, nur um ſeine Liebe gegen das Vaterland und ſeine Ergebenheit gegen die Fürſten ſo im Schmauch zu erproben. Und dies gilt ſogar von ſogenannten vornehmen Herren! Neulich befand ich mich in einem Zimmer, wo viele von der Art beyſammen waren, und über die franzöſiſchen Angelegenheiten discurrirten. Ein junger artiger Mann bezeigte ſein Misfallen, als ein anderer, die Franzoſen immer Buben, Flegel, Racker u. ſ. w. ſchalt. Was geſchah? Ein älterer angeſehener Mann beſtrafte den erſtern mit den Worten: „das ſind heilloſe Leute, mein Herr, die da nicht wollen die Franzoſen geſcholten wiſſen. Nur flugs mit-

geſcholten! -- Und das ſollte Patriotis-mus ſeyn! Sonderbar, daß der größte Theil der Menſchen lieber Preußen, Oeſterreicher, Heſſen, Sachſen u. d. gl. ſeyn wollen, als -- Menſchen!! --

Andre hingegen, welche bey weitem nicht den kleinſten Theil unſers deutſchen Publikums ausmachen, betrachten Alles, was ſeit fünf Jahren in Frankreich vorgieng, als die wohlthätigſte Anſtalt der Vorſehung, Europa vom Joche der Sklaverei zu befreien, und den Völkern ihre angebohrne Freiheit wieder zu erringen. Sie führen daher eine Sprache, die der Sprache der franzöſiſchen Freiheitspatronen ſehr nahe kommt. Und wenn ſchon der Ton dieſer Herren ſeit dem Anfange des Krieges ſelbſt, etwas behutſamer und leiſer geworden iſt, ſo ſind doch ihre

Ge-

Geſinnungen und Grundſätze in dieſer Rückſicht noch immer dieſelben, ja vielleicht um ſo viel reger, um wie weniger man ihnen freyen Ausbruch und Umlauf zuläßt. Nichts reizt mehr, als ein Verboth.

Wie ſoll ich es nun machen, mein Lieber, um keinen von beyden Theilen zu beleidigen, um ſo mehr, da ich voraus ſehe, daß Sie meine Nachrichten durch den Druck bekannt machen werden? Ich bin wahrlich ein ehrlicher Deutſcher, und ein recht gutgeſinnter preußiſcher Unterthan: ich liebe mein Vaterland aufrichtig, und verehre unſern Friedrich Wilhelm, wie es ein Fürſt verdient, der an Gutmüthigkeit und militairiſcher Popularität unter den heutigen Regenten vielleicht wenige ſeines gleichen hat. Allein ich bin auch

auch Menſch, und als Menſch bewundre und lobe ich auch recht aufrichtig vieles, was meine Brüder, die Neufranken, zu ihrer Entjochung und zur Begründung ihrer Freiheit und Rechte unternommen haben, und noch unternehmen: ja, ich laſſe ihnen ſogar die Gerechtigkeit wiederfahren, daß ſie während des Krieges da manches klug, vorſichtig, brav und großmüthig ausführten, wo es unſern eignen Leuten an Klugheit und Vorſicht zu mangeln ſchien. Die Folge meiner Nachrichten ſoll dieſes näher ausweiſen. Dieß indeß ſoll mich nicht zum blinden Anbeter der franzöſiſchen Demokratie herabwürdigen: ich ſehe manche Anſtalten der Franken als abſcheulich, manche als abgeſchmackt, manche als kindiſch an, und weiß insbeſondere recht wohl, was ich von einem Theile ihres jetzigen Militairs

zu

zu denken und zu urtheilen habe. Frei-
lich bin ich als Preuße, der gerade ge-
gen die Franken zu Felde liegt, nicht un-
partheiiſch: aber als Schriftſteller
— will ich in meinen Nachrichten über
ſie und uns durchaus unpartheiiſch ſeyn,
und werde ohne alle Nebenabſichten, vie-
les an uns ſelbſt tadeln und vieles im
Gegentheil wieder am Feinde loben, das
ich doch nicht ohne Widerwillen loben oder
tadeln kann: das heißt, nicht ohne den
Wunſch, daß die Sache ſich anders ver-
halten möchte. Ich werde daher, ſo lange
ich die Feder in der Hand habe, thun als
wäre ich weder Deutſcher noch preußiſcher
Unterthan, und ſo kaltblütig bloß nach
Sachen berichten, wie wenn ich nicht aus
bitterer Erfahrung, ſondern aus uralten
Büchern meine Nachrichten ſchöpfte. Doch
wozu ein Weiteres! ich gehe vielmehr zur
Sa-

Sache ſelbſt über. Der Verlauf meiner Berichte mag es ausweiſen, ob ich Wort gehalten habe. Reflexionen und Raiſonnements liefere ich vielleicht hintendrein. Erſt Thatſachen: dann Ueberſicht, Verbindung und Folgerung!

Der Reichenbacher Friede, den der König in Preußen 1790 mit dem Kaiſer ſchloß, war der Grund eines genauen Bündniſſes beyder Mächte, worüber alle Politiker in Europa ſtutzig wurden. Ein gewiſſer Schriftſteller ſagte, dieſer Friede ſey, wie der Friede Gottes, über alle Vernunft erhaben; und andere kritiſirende Politiker ſahen ihn als eine ergiebige Quelle vieler merkwürdiger, aber auch für das Haus Preußen ſehr nachtheiliger

Fol-

Folgen an. Als im ſiebenjährigen Kriege der unkluge Ludwig XV. ſich mit Oeſtreich verband, prophezeite jeder, der nur einige Kenntniß von Staats-Angelegenheiten hatte, vieles Unglück für Frankreich, und man betrog ſich nicht. Wie vielmehr muß dieß von der öſtreichiſchen Allianz für ein Haus gelten, deſſen ganze Macht von der Verringerung ſeines Bundesgenoſſen abhängt? Hier iſt der Ort nicht, den Beweis einer Behauptung näher zu führen, deren Wahrheit ſo zu ſagen in die Augen fällt, beſonders, wenn man bedenkt, daß Sachſen in eben dieſes Bündniß zu Pilnitz mit aufgenommen iſt. Vor zweyhundert Jahren würde man hierbey gedacht haben, daß zwey erzkatholiſche Häuſer die Abſicht haben müßten, ein drittes Ketzeriſches zu bekehren, und unter der Maske der Religion alle Leichtgläu-

gläubigen —... Doch, was kümmert uns hier Roſenkreuzerey, Papſt und Religion!

Eine der genannten Folgen dieſes Bündniſſes war der Feldzug der Preußen gegen die Neufranken. Vor einigen Jahren, als das gute Vernehmen zwiſchen dem Wiener und Berliner Hofe aufgehört hatte, und ein Krieg zwiſchen beiden Mächten auszubrechen begann, beſchuldigte man den König von Preußen, daß er abſichtlich, um dem Hauſe Oeſtreich wehe zu thun, die fränkiſchen Unruhen begünſtigte. Man wollte ſogar behaupten, daß ein großer Prinz, der mit dem Könige nahe verwandt war, die Ausgabe der franzöſiſchen Schrift, Vie privée de Marie Antoinette, befördert oder gar ſelbſt beſorgt habe. Ich will nicht anführen, daß

der

der große Mirabeau mit verſchiedenen wichtigen Berlinern in vertrautem Briefwechſel geſtanden hat. Genug, der König von Preußen ſchien noch vor zwey Jahren ein Freund der fränkiſchen Revolution zu ſeyn.

Ob eine ſolche Freundſchaft für Preuſſen nützlich werden konnte, iſt eine Frage, an deren Auflöſung hier nicht viel gelegen iſt, die ich aber aus guten Gründen gerne bejahte. — Aber, wie geſagt, Preußen machte mit Oeſtreich Friede, und erklärte ſich bald hernach öffentlich als einen Gegner der neufränkiſchen Revolution. Man wußte bald in ganz Deutſchland die Geſinnungen des Berliner Hofes; und verſchiedene Fürſten, beſonders die beyden Herren Kurfürſten zu Mainz und Trier begünſtigten ſehr thätig die franzöſiſchen

CANTON DE VAUD
LIBERTÉ ET PATRIE
BIBLIOTHÈQUE CANTONALE

Emigranten, welche theils aus Unwillen über die Konſtitution, theils um dem Gefängniſſe oder gar dem Laternenpfahl zu entgehen, ihr Vaterland verlaſſen hatten, und nun Schutz und Aufenthalt in Deutſchland ſuchten und fanden. Die beyden Königlichen Brüder, der Graf von Artois und der von Provence wohnten meiſtens in Coblenz, und der Prinz von Conde trieb ſich in Worms herum. Jenes iſt die Reſidenz des Kurfürſten von Trier, und dieſes hängt vom Mainzer Stuhl ab.

Es iſt nicht zu leugnen, daß die Emigranten viel Geld in dieſe und andere deutſche Städte gebracht und da verzehrt haben; aber ſie haben auch viel Unheil geſtiftet, und eine ſeltene Sitten=

tenloſigkeit eingeführt, von der ich Gelegenheit haben werde, mehr zu ſagen.

Den Neufranken konnte es unmöglich gleichgültig ſeyn, daß eine Menge ihrer verzogenen Landsleute, welche in Frankreich wegen ihrer vorigen Landesverderblichen Aufführung und nun wegen ihrer Flucht als Staatsverbrecher angeſehen werden mußten, bey den deutſchen Fürſten Schutz fanden, und von ihnen gleichſam unterſtützt wurden, um Truppen zu werben, und ſich in wehrhaften Stand zu ſetzen. Sie beſchwerten ſich deswegen zu verſchiedenen malen theils bey den beſchützenden Fürſten ſelbſt, theils bey andern Reichsſtänden; aber umſonſt.

Im Anfange des Jahres 1792 ſchien es, als wenn die Franzoſen in Deutſch-

land einbrechen wollten: einige deutſche Zeitungs- und Journalſchreiber machten ſchon eine vollkommene Gewißheit daraus. Aber erſt nach und nach rückten einige Corps heraus; jedoch ohne Nachdruck und Subſiſtenz: denn es lag Verrätherey im Hinterhalt.

In den Niederlanden geriethen die kaiſerlichen Truppen zuerſt in Drang: die Franken fielen da ein, und waren nicht ſelten glücklich. Sie ſuchten die Abneigung der dortigen Einwohner gegen das Haus Oeſtreich zu benutzen, und eine Inſurrection wieder anzufachen, die kaum getilgt war. Die Uneinigkeit der Franzoſen ſelbſt machte einen auswärtigen Krieg nothwendig. Die Klügern unter ihnen ſahen ein, daß erſt dann Ruhe und Einigkeit in ihrem Vaterlande

wie-

wieder zu erwarten ſeyn würde, wenn ihre Uneinigkeit ſich auf einen ausländiſchen Feind concentrirte: und gerade ſchien der Kaiſer hierzu der ſchicklichſte Feind zu ſeyn. Er arbeitete ihnen auf allerhand Art und unter allerley Vorwänden entgegen, und war erſchöpft durch Wahlen, Krönungen und Türkenkrieg.

Man glaubte indeß in Frankreich nicht, daß Preußen ſich mit Oeſtreich gegen die Franzoſen verbinden würde: man ſchloß aus politiſchen Gründen, daß Preußen des guten Verſtändniſſes mit Oeſtreich ohnerachtet, doch niemals ein thätiger Freund einer Macht werden könnte, welche klein werden muß, wenn Preußen groß ſeyn ſoll. Aber die franzöſiſchen Politiker irrten ſich diesmal: der König von Preußen ließ wirklich im

Sommer des Jahres 1792. marſchieren, und griff Frankreich erſt allein, hernach verbunden mit Oeſtreich und Heſſenkaſſel thätig genug an. Soviel zum Voraus!

Dieſen Feldzug will ich jetzt beſchreiben. Wohl mir, daß ich Preuße bin, und als Preuße ohne Furcht, beſtraft oder angefeindet zu werden, manches frey heraus ſagen und ſchreiben darf, was man in andern Dienſten kaum zu denken oder leiſe zu reden erlaubt! Was allgemein bekannt iſt, übergehe ich, oder berühre es nur kurz. Auch ſehe ich nicht auf das Hergebrachte bey Briefen: mir iſt es um Sachen zu thun; nicht um Form, und noch weniger um — Complimente.

Zweiter Brief.

Im Juni 1792. brachen einige preußiſche Regimenter auf, und zogen ſich nach Coblenz, wo ſie ſich vereinigten. Das Heer beſtund ohngefähr aus 50,000 Mann, und der regierende Herzog von Braunſchweig erhielt das Oberkommando. Zugleich wurde dieſem Prinzen das Kommando über die kaiſerlichen und heſſiſchen Truppen anvertraut, welche noch zu den Preußen ſtoßen ſollten. Der König ſelbſt mit ſeinen zwey älteſten Prinzen und einem Sohne des Prinzen Ferdinand von Preußen begleitete die Armee. Die Gegenwart des Königs flößte den Soldaten nicht wenig Muth ein, ſo wie die herablaſſende Güte dieſes Monarchen das Urtheil beſtätigte, das jederman von ihm längſt gefällt hatte.

Die Regimenter waren nicht aus einer oder einigen Provinzen Preußens gezogen, ſondern aus ſehr verſchiedenen, weit von einander entfernten Ländern. Es waren das Regiment Herzberg aus Glatz, das von Thadden aus Halle in Sachſen, das von Kenitz aus Königsberg in der Mark, das von Romberg aus Bielefeld, das von Braunſchweig aus Halberſtadt und ſo weiter. Das geſchah, um keine Provinz ganz zu entblößen u. dgl. — Dieſe Armee war nun freilich nicht ſehr zahlreich, indem ſie kaum den vierten Theil der preußiſchen Truppen ausmachte: allein da die kaiſerlichen und heſſiſchen Truppen dazu ſtoßen ſollten, ſo mußte es ſchon ein ſehr anſehnliches Heer werden.

Der König hatte bis Coblenz ſehr gut für die Verpflegung ſeiner Truppen geſorgt: er ließ alle Tage gutes Brod und Fleiſch unter ſie austheilen. Außer dieſem machten ſich die Einwohner der Städte und Dörfer, wodurch wir marſchierten, oder wo wir übernachteten oder ausruheten, dafür, daß wir ihrer Neugierde ein unterhaltendes Spiel lieferten, ein Vergnügen daraus, uns nach ihrem Vermögen gut zu bewirthen. Schon Plutarch ſagt an einem gewiſſen Orte, daß das gute und reichliche Eſſen und Trinken dem Soldaten Muth und frohen Sinn mache. Das hab ich an unſern Leuten ſehr oft wahr gefunden. Munter und froh war jeder bis nach Coblenz: Lachen und frohe Lieder hörte man überall: da wünſchten viele, daß — wie ſie ſich ausdrückten — das Leben tauſend

Jahre ſo währen möchte! Die guten Leute dachten nicht weiter. Für meine Perſon war ich auch zufrieden und froh, ob ich mir gleich ganz andere Vorſtellungen von den Dingen, die da kommen würden, machte, als die übrigen. Ich äußerte dann und wann meine Bedenklichkeiten und prophezeihte ſo allerley Böſes; aber man überſchrie mich, und machte ſich alles ſo leicht, wie wenn eine einzige Eskadron oder Compagnie Preußen hinlänglich ſeyn würde, die Neufranken wieder zur Räſon zu bringen. Mich verdroſſen dieſe unreifen Urtheile nicht, weil ſie von Leuten herkamen, die nicht im Stande waren, ein energievolles republikaniſches Kriegesheer von einem Roßbachiſchen Prinzen- und Mätreſſenvölkchen zu unterſcheiden, und die da meynten, wieder ſo etwas von

einem

einem Holländiſchen Käſe-Krämer-Kriege vorzufinden. Die Zeit lehrt aber alles.

Unſere Marſchroute übergehe ich: trockne Gerippe behagen niemanden — wenn gleich mancher Reiſebeſchreiber hieran nicht denkt — und meine Reiſekoſten habe ich vom König.

Wo wir hinkamen, fand ich manchen hellen Kopf und — was noch mehr iſt — manchen braven Mann: und alle dieſe prophezeihten, wie ich, und nahmen die neufränkiſche Demokratie in Schutz. Die Schickſale Anderer intereſſiren uns um ſo mehr, je mehr ſie mit unſern eigenen verknüpft ſind.

Ohnweit Hadamar trafen wir die ſogenannte Gensdarmerie francoiſe an,

welche aus lauter Edelleuten beſtand: es waren eitel Emigranten mit Säbeln verſehen, wie weiland des großen Rolands Säbel Durindana genannt. Ich ſprach mit einigen, und hörte bloß Großſprechereien, die mir eben nicht hohe Begriffe von dieſer Gensdarmerie beibrachten. Der wahre Muth zeigt ſich weder in Schimpfworten, noch in Großthuerei.

Um mir und einigen Andern durch Bücherleſen die Zeit zu verkürzen, gieng ich in die Coblenzer Buchläden, durchblätterte ihre Katalogen, und wunderte mich nicht wenig, daß ich alle neue vernünftigere Schriften gänzlich vermißte. Da lagen theologiſche Skarteken, Gebetbücher, Katechismen und elende Romane in Menge; aber die Bücher unſrer guten Autoren waren nicht da: kaum

war

war Wielands goldener Spiegel, oder die Geſchichte der Könige von Scheſchian da. Ich ſagte dem Buchhändler meine Meynung über ſeine Handelſchaft gerade heraus; aber er gab mir zur Antwort: die Bücher, die ich verlangte, wären ja verbotene Bücher, die er nicht führen dürfte: man viſitire jede Meſſe den Laden, und konfiscire alle verdächtige Artikel: Ueberdieß ſey die Leſerey in Koblenz und der Gegend herum nicht weit her: es verlohne ſich daher die Mühe nicht, daß man auf die Einführung neuerer Bücher denke. Zudem ſey die Welt jetzo ſchon ſchlimm genug: man müße die Freigeiſterei nicht noch vermehren helfen u. ſ. w. Sie haben recht, mein Herr, verſetzte ich: wo Glaube herrſcht, da kann man der Vernunft entbehren, wie dieß große und

kleine

kleine Herren ausweiſen — hier wie überall — und wo Wein, Liebe und Pfaffenthum zu Hauſe iſt, was kümmerts einem da um — Bücher! — Ich verließ den Buchladen ſehr mismüthig. Nach Leſebibliotheken hab ich auch gefragt; aber keine ausfragen können, ausgenommen bei einer alten Frau, die den Kaiſer Oktavianus, die Magelona, den Eulenſpiegel und andre Raritäten dieſes Gelichters verleihte.

Ganz Koblenz war damals voll Franzoſen. Es war von Regimentswegen verboten, mit den Emigrirten zu ſprechen, allein dieſes Verboths ohnerachtet wagte ichs gleich in den erſten Tagen, Bekanntſchaft mit dieſen Flüchtlingen zu machen. Ich fand ſie ſo, wie ich ſie gedacht hatte, als — luſtige Brüder, die aus Haß gegen

gen die neue Einrichtung der Dinge, bei der ſie ihre Rechnung nicht fanden, ihr Vaterland verlaſſen hatten, und ſich mit der Hoffnung tröſteten, bald zurück zu kehren, und dann unter dem Schatten der prinzlichen Flügel mit aller nur möglichen Inſolenz wieder zu dominiren. Ich lenkte das Geſpräch mehrmals auf Mirabeau, Lafayette und andre Revolutioniſten; hörte aber Beſchreibungen, wie ſie bei Rachſüchtigen Mode ſind. Von Mirabeau hörte ich, daß er wegen vieler Spitzbübereien habe ſollen gehenkt werden, er habe ſich aber mit der Flucht gerettet, (wie — ſie.) Lafayette war ihnen ein Poltron ohne Herz und ohne militäriſche Kenntniſſe: er ſollte ſich einſt duelliren, aber der Muth fehlte ihm: er ſtellte ſich daher nicht, und erhielt auf dem Hotel de Luxembourg zu Paris öffent-

lich

lich Naſenſtüber. — Ich wußte recht gut, was ich von dergleichen Schilderungen denken ſollte: ſie machten mir eine ſehr niedrige Idee von der Männlichkeit der Emigrirten. Wer ſeinen Feind durch entehrende Erdichtungen herabzuwürdigen ſucht, verliert bey mir allen Glauben.

Sonſt waren die Franzoſen nach ihrer Landesart leichtſinnig und aufgeweckt: ſie ſangen und trallerten auf der Straße wie im Weinhauſe, und ließen ſichs wohl ſeyn. Mit dem Frauenzimmer giengen dieſe Herren ſo frei um, als man nur kann: zweydeutige Reden hörte man immer, die nicht ſelten in recht grobe Zoten ausarteten. Die Sittenloſigkeit, welche die franzöſiſchen Flüchtlinge in Worms und in der Pfalz eingeführt hatten, war auch unter ihrer Anführung in Koblenz

blenz eingeſchlichen: beſonders war das Frauenzimmer von ihnen in Grund und Boden verdorben. Dieſe heilloſen Leute bezahlten ihre menus plaiſirs mit ſchwerem Gelde: und da war es ihnen leicht, Eingang zu finden, wo ſie nur wollten. Ich habe mir ſagen laſſen, daß ſie für eine Nacht zwanzig Louisd'ors bezahlt haben. Wer will da widerſtehen, zumal in einem Lande, wo alles auf kirchliche Seligkeit abzielt, und der Beichtſtuhl Schurken und Huren wieder ehrlich macht? — Man nannte mir in Koblenz viele Damen, deren Umgang mit den Franzoſen ſehr ruchtbar geworden war, und zeigte mit Fingern auf andre, die man ſogar auf der Gaſſe im vertrauten Umgange mit dieſen Fremden ertappt hatte. Die Vornehmern und Großen unter dieſen Emigrirten, die

Prinzen und andre hielten ſich ordentli-che Mätreſſen, welche ganz öffentlich für das bekannt waren, was ſie in der That vorſtellten.

Die Lebensart dieſer franzöſiſchen Kreuz-fahrer war nicht ſo beſchaffen, wie jene der Griechen und Römer, welche ſich dann und wann auch aus Aerger über die Regierung aus ihrem Vaterlande entfernten. Es ſchien, als ob die Fran-zoſen blos eine Luſtreiſe nach Deutſch-land vorhätten: ſo üppig war ihr Betra-gen! Das Geld, das ſie häufig mitge-bracht hatten, ſchien ihnen kein Ende neh-men zu können: ſie warfen es gleichſam weg, und bezahlten die Waaren über-theuer, und ſo hoch, als man es foder-te. Ich habe mir erzählen laſſen, daß ſie für einen wälſchen Hahn fünf große Tha-

ler

ler gegeben, und das Pfund Butter mit zwey Gulden bezahlt haben. Sie machten demohnerachtet einen ſehr ſtarken Aufwand: ich bin mehrmals Zeuge geweſen von Küchenzetteln, welche ſich auf zwölf bis ſechzehn große Thaler beliefen. Die Herren, für welche dergleichen Zettel gemacht wurden, waren eben keine Prinzen, ſondern ſimple Edelleute und Markis, welche ſonſt in ihrem Vaterlande kaum in einem Jahre das zu verzehren hatten, was ſie in Koblenz und anderswo, in einem Monate ja in einer Woche verpraßten.

Woher die Franzoſen das viele Geld bekamen — iſt eine Frage, die ich nicht aufzulöſen vermag. Man hat darüber verſchiedentlich räſonnirt, da man gewiß wußte, daß ſehr viele ohne alles Geld aus

 ihrem

ihrem Lande gelaufen waren. Einige behaupteten, ſie würden von den Prinzen unterſtützt; allein dieſes Vorgeben iſt deswegen ungegründet, weil die Herrn Prinzen, trotz aller heimlichen Unterſtützung von ihrem Bruder dem Könige in Frankreich, und von andern fremden Mächten, doch ſo viel verthaten, und für ihre eignen großen und kleinen Bedürfniſſe, ſo unbeſonnen viel verſchwendeten, daß es ihnen gar oft an Gelde mangelte. Vielmehr borgten die Prinzen ſelbſt gern von ihren reichen Mitrittern. Ein gewiſſer Monſieur Grouard aus Rouen, der beträchtliche Summen mitgebracht hatte, erzählte mir ſelbſt, daß er dem Prinzen Monſieur 10,000 ich ſage zehn tauſend Franken — zum Spiel — an einem Abend geborgt habe: er werde aber davon nichts wieder erhal-

halten: die andern Prinzen machten es nicht anders: es wären Bettelprinzen!

Das Vorgeben daß der Kaiſer, der König in Preußen, und andre europäiſche Mächte für die Emigrirten Geld hergäben, um ihre Ausſchweifungen und Praſſereyen zu unterſtützen, iſt noch weniger gegründet. Ich bin wenigſtens überzeugt, daß der preuſſiſche Hof den lockern Pagen keinen Kreuzer gereicht hat. Im Preußiſchen, beſonders in Berlin hat es zwar nicht an Leuten gefehlt, welche wiſſen wollten, daß der König wer weiß wie viele Millionen den Emigrirten vorgeſtreckt und dadurch ſeine Schatzkammer geſchwächt habe: allein der König in Preußen iſt eben nicht ſo leichtſinnig, ſein Geld in einen löchrigen Beutel hinzuwerfen: und ihm war es ſehr wohl bekannt, wie löchrig der Beutel der

Emigrirten iſt! Der Kaiſer kann, wie wir wiſſen, ſein Geld auch nützlicher anbringen. Ich wüßte alſo nicht, woher diejenigen unter den Franzoſen, welchen das Geld ausgieng, wieder einiges erhalten hätten, als entweder heimlich aus Frankreich von ihren zurückgelaſſenen Verwandten, oder von ihren miteinverſtandenen Contrerevolutioniſten, oder von ſolchen ausgewanderten Landsleuten, welche reichlich damit verſehen waren.

Die dortigen Einwohner ſtießen ſich indeſſen gewaltig an der üppigen Verſchwendung dieſer Franzmänner, ob ſie gleich Geld über Geld dadurch einzogen. In Koblenz, Neuwied, Limburg und ſonſt wo hat man mir mit Verachtung und Abſcheu erzählt, wie dieſe Sardanapalen ſich Fußbäder aus Wein gemacht, und mit

den Broſamen von Wecken oder Semmeln, wovon ſie die Rinde abgeſchält hatten, geworfen haben, und was dergleichen mehr war.

In Koblenz hat die Patrouille das Recht, jeden, den ſie in einem zu freien Umgange mit einer Weibsperſon antrift, nach der Wache zu bringen. Das war nun, wie man leicht denken kann, zur Zeit der Franzoſen gar keine Seltenheit: die Patrouille brachte anfangs täglich, troz allem Widerſtande der Herren Süßlinge, troz alles Bittens und Geldbietens, manchen Coridon ein; als aber die Soldaten ſahen, daß dieſe Herren ſich bald zu ranzioniren wußten, wurden ſie klüger, und ließen einen jeden Galan gegen Erlegung einiger Livres, ungeſtört in ſeinem Vergnügen, ja ſie waren noch ſo kompläſant,

ſant, einem Neuangekommenen, der die Schliche noch nicht kannte, feile Waare von der Art zuzuweiſen.

Ob es gleich in Koblenz und andern Orten, wo die Emigrirten ſich aufhielten, an feilen Dirnen nicht fehlt, ſo heilig auch ſonſt dieſe Städte und Oerter ſeyn wollen, ſo kam doch noch viel ausländiſches Gewächs dazu: die Buhldirnen fanden ſich da gleichſam im Mittelpunkt von zwanzig und mehrerern Meilen zuſammen. Sie kamen meiſtens ſchlecht gekleidet dahin, warfen ſich aber bald, mittelſt ihres ſaubern und reſpektablen Verdienſtes, ins Zeug, und paradirten wie große Damen auf den Straßen daher. Man erzählte in Koblenz viele erbauliche Anekdoten, die hieher gehören, die ich aber aus Achtung für den Wohlſtand übergehe, ob ſie

gleich

gleich den großen Schaden, den die Herren Flüchtlinge den guten deutſchen Sitten zugefügt haben, deutlich beweiſen. Von Worms aus hat man dergleichen auch geſchrieben: unter andern ſoll dort eine Mutter und ſieben Töchter zu gleicher Zeit von den Franzoſen ſchwanger geweſen ſeyn.

Ich habe einigemal in den öffentlichen Häuſern zu Koblenz über die Emigrirten, und den Schaden, den ſie in Deutſchland ſtifteten, derb losgezogen; dabey aber großen Widerſpruch gefunden. Ein gewiſſer Koblenzer Herr, der ſich auf ſeine finanziöſen Kenntniſſe nicht wenig zu gute that, behauptete, daß die Franzoſen Nutzen ſchaften, und berief ſich auf das Beiſpiel der Provinzen, welche im vorigen Jahrhunderte die ausgewanderten Huge-

notten aufgenommen hätten. Ich erwiderte, das ſey hier gar nicht der Fall: die Hugenotten wären ordentliche, brave Leute, arbeitſame und ſtille Bürger geweſen, die jetzigen Emigrirten aber — wären durchaus verdorbene Menſchen, ſtolz, tollkühn, ohne Achtung fürs Geſetz, ohne Sitten, ohne Kenntniſſe, ohne nützliche Künſte, ans wohllüſtige Leben und an Ausſchweifungen gewöhnt: welchen Vortheil ſich alſo wohl eine Provinz von ſolchen Leuten verſprechen könnte? Ich fügte hinzu: ob nicht jeder ehrliebende Mann, der Tugend und Rechtſchaffenheit liebt, und der ſie für die einzigen wahren Stützen der Länder, für den Grund des Wohlſtandes der Nationen anſieht, eine Menſchenhorde verabſcheuen müßte, die eben deswegen ſchon das Brandmark an ſich trüge, weil ſie ſich den guten Geſetzen ihres

res

res Vaterlandes widerſetzte, weil ſie ſich wie unſinnig ſträubte, Kleinigkeiten aufzuopfern, um das Wohl des Ganzen feſt zu gründen und zu fördern? — Ich fuhr in dieſem Tone fort, und fieng an, meine Behauptungen aus der ältern und neuern franzöſiſchen Geſchichte zu beſtätigen; allein mein Herr ward böſe, ſtand auf, und ließ mich ſitzen.

Der Bediente des Grafen von Vergennes, eben des, welcher ſonſt franzöſiſcher Geſandter in Koblenz geweſen war, ſich hernach zu den Emigrirten geſellt hatte, im Grunde aber ſehr gut für ſein Vaterland zu denken ſchien, ob er ſich gleich nicht deutlich erklärte, aus Furcht, wie leicht zu denken iſt: denn ich weiß, daß der Graf ſchon mehrere Verſuche bey der Nationalverſammlung gemacht hat, um wieder

der mit Ehren nach Frankreich zurückkehren zu können; die aber wahrſcheinlich, weil der Graf gewiſſe Vorzüge behalten wollte, die man ihm nicht laſſen konnte, bisher geſcheitert ſind — — Alſo der Bediente dieſes Grafen, der in eben dem Hauſe ſaß, und verſchiedenes von unſerm Geſpräche verſtanden hatte, näherte ſich mir höflich, redete mich auf ſeine Sprache an — wir hatten vorher deutſch geſprochen, welches der Bediente einigermaßen verſtand — und ſagte: daß ich zwar im allgemeinen Recht hätte, doch aber zu weit gienge, wenn ich alle Emigrirten in eine Brühe werfen wollte. Viele derſelben wären die redlichſten Männer von der Welt, welche gewiß für die Freiheit ihres Vaterlandes ſo ſehr eingenommen wären, als es keiner von den Herren Jakobinern ſeyn könnte; aber ſie wären im Strome hingeriſſen, wären ver-

verführt worden, man hätte ihnen Angſt gemacht, hätte ihnen gedroht, hätte ihnen im Gegentheil goldne Berge verſprochen, wenn ſie auf die Seite der Royaliſten oder der Prinzlichgeſinnten treten würden. Es würden, ſetzte er hinzu, gewiß viele von dieſen Leuten zurückkehren, ſobald ſie nur verſichert wären, daß ſie von dem, gegen den Adel aufgebrachten Pöbel in Frankreich nichts zu fürchten hätten. Außerdem ſey es ja noch nicht ausgemacht, ob alle Emigrirten auch wahre Royaliſten ſeyen: er hielte gewiß dafür, daß gar manche gutgeſinnte Patrioten darunter wären, die nur die Manövers der Royaliſten auskundſchafteten, und dann wieder zurückkehren würden, um ihren Landsleuten von den Anſtalten Nachricht zu geben, welche man von Seiten der Royaliſten und ihrer Anhänger gegen die Konſtitution und deren

Verfechter machte. — Die Folge hat bewieſen, daß dieſer Bediente in Rückſicht des letztern recht hatte, und weiter ſah, als mancher große Herr: die Wahrheit ſeiner erſten Behauptung habe ich ebenfalls ſelbſt erprobt gefunden.

Von Ludwig XVI. ſprachen ſelbſt dieſe Franzoſen gar nicht vortheilhaft, vielmehr gaben ſie ihm die vornehmſte Schuld an allen Unordnungen, welche zur Revolution Gelegenheit gegeben hatten. Ein Herr Grouard pflegte gewöhnlich zu ſagen, le Roi eſt bon, mais foible, und wenn ich denn ſagte, daß ein Roi foible auch ein très mauvais ſujet ein très mauvais Roi wäre, ſo zuckte er die Achſeln.

Uiber die Königinn und die übrige königliche Familie waren die Urtheile der

Franzoſen ſehr getheilt. Wenige nur lobten die Königin von denen, die ich geſprochen habe: nur der Graf von Vinaiſal, ein alter Wollüſtling, von dem mir ein Mr. Daurien viel Schnurren erzählt hat, gab dieſer Dame alle Elogen. Zwar ſahe ich wohl aus allen Urtheilen und Erzählungen über die Königin, daß ſie einen großen Geiſt beſitzen, und in dieſem Stücke eine unverkennbare Tochter der erhabenen Maria Thereſia ſeyn müßte; allein, was ich von ihren Unternehmungen hörte, was die Königinn ſollte bewirkt haben — ſchien zu beweiſen, daß ſie alles das liebte, was brav Geld koſtet. Verſchwendung ſcheint ein Hauptzug in dem Karacter dieſer Dame zu ſeyn. Doch ſoll das Büchlein Vie privée de Marie Antoinette und die Mémoires de Madame de la Motte viele Erdichtungen und ſchiefe Nachrichten enthalten.

Aber

Aber wenn dieſe Herren auf die Freunde der Nationalfreiheit, auf die Jakobiner und andere Patrioten zu ſprechen kamen, dann konnten ſie gar nicht fertig werden mit Räſonniren und Schimpfen: von jedem, der ſeinen Namen bey der Revolution berühmt gemacht hat, wußten ſie etwas: der eine dieß, der andere das! der hatte Banquerot gemacht, jener ſtack tief in Schulden, und wurde von ſeinen Gläubigern verfolgt u. ſ. w. An allen hatten ſie einiges zu tadeln, und alle ſollten ſich, nämlich nach dem Berichte dieſer Exfranzoſen, auf Unkoſten der Nation zu bereichern ſuchen. So räſonnirten dieſe ſaubern Herren über ihre — Feinde, um deren Credit überall zu untergraben, und ſie, ſoviel und gut ſie konnten, recht ſehr verhaßt zu machen. —

Und

Und nun denke man an die Manifeſte und Memoirs dieſer Herren — an ihre Klagen über den Verfall der Religion und der guten Sitten in ihrem Vaterlande — an ihre Ermahnungen zur Religioſität und Bußethun — und entſcheide dann ſelbſt: Ob ſolch geſetzloſes Hordenvolk das verdiente, was man jetzt ihrer wegen unternimmt?? — —

Dritter Brief.

Die Vorſtellungen, welche die Franzoſen von dem gegenwärtigen Zuſtande ihres Vaterlandes, von der jetzigen Staatsverfaſſung Frankreichs, und von der Miliz machten, waren größtentheils einſeitig und falſch; hatten aber, wie ich handgreiflich

beweiſen werde, den ſchädlichſten, traurigſten Einfluß auf alle unſre Vorkehrungen.

Beinahe möcht ich die Feder wegſchmeiſſen, ſo ſehr ärgere ich mich über die Lügen der Exfranzoſen, die ſoviel Unglück über unſer Heer und Vaterland gebracht haben! Es iſt unmöglich, ein ehrlicher Deutſcher zu ſeyn, und hierbey kalt zu bleiben! — Ich erkläre aber, weil ich doch fortſchreiben will, die Exfranzoſen für Erzlügner, und die Zeitungsſchreiber in Bayreuth, Frankfurt, Hamburg und anderwärts für leichtgläubige Schmierer, die die Lügen der franzöſiſchen Flüchtlinge dem deutſchen Publikum für baare Wahrheit verkauft haben. Soll das Patriotismus ſeyn? Iſt das Achtung fürs Publikum? Iſt das Wahrheitsliebe? Dient das zur Ver-

mit-

mittelung, zur Ausſöhnung, zur Dämpfung der gegenſeitigen Verbitterung? —

In Frankreich — ſo hieß es nach dem Bericht der Emigrirten — geht alles drunter und drüber: alles iſt in Unordnung: da iſt keine Obrigkeit mehr: jeder thut, was er will; und was gethan wird, iſt wohlgethan! — O über die Blinden und deren Führer! Der Nationalkonvent iſt eine Geſellſchaft unwiſſender, unerfahrner, ſuperkluger Burſche, die ſelbſt keine Einſicht haben, und ſich unaufhörlich zanken, und befehden. Sie ſchlagen ſich oft auf den Degen, und wer beſiegt wird, muß ſchweigen. Tag für Tag ſind neue Beyſitzer beym Konvent. — In den Provinzen reſpektirt man nichts von dem, was der Konvent beſchließt: da herrſcht die gröbſte Anarchie: Raub und Mord gehen

alle Tage vor: Niemand iſt ſeines Vermögens oder ſeines Lebens ſicher! Beyher wurden die traurigen Vorfälle, welche ſich in Paris, Avignon und ſonſtwo zugetragen hatten, aber — wohlgemerkt! — größtentheils auf Anſtiften oder Verſchulden der Gegenempörer, aufgetiſcht, mit Lügen vermehrt, und alle der Revolution und der neuen Einrichtung zugeſchrieben.

Ich machte hierbey ſtarke Ausnahmen: ich berief mich auf die gräulichen Thaten, welche ſelbſt unter der Regierung der beyden letztern Könige von Frankreich vorgefallen wären, und bewies aus der Geſchichte der Freyſtaaten, beſonders aus der Engliſchen und Holländiſchen, daß dergleichen Scenen bey dergleichen Revolutionen unvermeidlich wären. Phyſiſche Revolutionen, wie Erdbeben und Gewitter

ter, ſagte ich, kämen auch ohne Sturm und gewaltſame Erſchütterungen nicht zu Stande: bey politiſchen könnte es nicht anders ſeyn, zumal wenn die politiſchen Jupiters ſich ſelbſt ſo oft verdonnerten. Wenn die Thür, fügte ich hinzu, einmal zugemacht werden mußte -- wie es im Sprichwort hieße -- ſo würde dem natürlich der Finger gequetſcht, der ihn dazwiſchen ſteckt. Die Revolution mit der Pfafferei in Deutſchland zu Luthers Zeiten hätte auch Blut genug gekoſtet, und manches ſey vorgefallen, das den damaligen Reformatoren wahrlich wenig Ehre gemacht hätte: indeſſen wäre es einfältig, die Reformation darum zu tadeln und den Bauernkrieg, die Münſtriſche Widertäufertragödie und dergleichen mehr auf Unkoſten der Reformation ſelbſt, und nicht weit eher auf Rechnung einiger Theil-

nehmer an derſelben zu ſchreiben. Dieſe wäre, wie man in der Ontologie ſagt, cauſſa per accidens, geweſen. — Und wie viel Gut und Blut raffe nicht oft ein kapriziöſer Krieg weg, ohne daß die Nation des Kriegführers auch nur das Mindeſte dabey gewonnen, ja, leider oft Haabe und Alles dabey zugeſetzt hätte u. d. gl.

Meine Erinnerungen fanden wenig Gehör: denn ſowohl unſre Leute, als die Emigrirten überſchrien mich immer. Die letztern logen auch gar ſehr, vorzüglich was die Stärke Ihres Anhangs, oder ihrer Armee betraf. Wollte man ihnen glauben, ſo mußte man ſich ein Heer von 18,000 Mann vorſtellen, das unter den Fahnen des Conde und des Artois ſich mit den Neufranken gerne den Hals brechen wollte. Die Folge hat gelehret,

daß

daß das alles meiſtens Lügen und Groß-ſprechereyen geweſen ſind.

Ueberhaupt gab es im eigentlichen Sinne des Wortes gewaltige Windbeutel unter den Emigrirten. Faſt alle waren Edelleute, wogegen ich freilich nichts habe, da ich weiß, wie zahlreich der Adel in Frankreich geweſen, und wie exemplariſch nachgiebig er gegen die neufränkiſche Abſchaffung altfränkiſcher Uſurpationen durch eine haſenfüßige Flucht geworden iſt! Allein alle dieſe Menſchen hatten ehedem vornehme Civil- Hof- und Kriegsſtellen bekleidet, faſt alle trugen das croix de St. Louis, faſt alle waren intime Freunde und Vertraute Ludwigs XVI. und ſeiner Gemalin. — Ich habe von andern Emigrirten gehört, daß manche das Ludwigskreutz anomaliſch trügen. Windbeuteleyen anderer

Art wären unter den Herren Franzoſen nichts neues –– nämlich unter dieſem noblen Ausſchuß nicht.

Als wir ankamen, gab der Kurfürſt von Trier einen deutſch und franzöſiſch gedruckten Befehl, daß alle Franzoſen ſich fortpacken ſollten. Der Befehl war vom 9ten Jun. und enthielt derbe Ausdrücke. Demohnerachtet blieben die ſtolzen und herrſchſüchtigen Franzoſen zu Koblenz und in den umligenden Oertern nach wie vor, und ließen ſich nicht ſtören. Eben der Franzoſen wegen, welche die beſten Wohnungen inne hatten, mußten unſre gemeinen Soldaten in Spelunken liegen.

Der Herzog von Braunſchweig drang auf die Ausführung des kurfürſtlichen Befehls, allein da fieng man erſt an zu klau-

ſuliren

ſuliren und Ausnahme zu machen. Es wäre doch barbariſch, hieß es, die Emigrirten, welche NB. dem Staate ſoviel nützten, ſo mir nichts dir nichts fortzuſchicken! Erſt müßten ſie doch wiſſen, wohin ſie ſich begeben könnten und ſollten u. ſ. w. So ſprach man NB. von Seiten des trieriſchen Miniſteriums auf Betrieb des Grafen von Vergennes und andrer, welche ſich wahrſcheinlich um die Koblenzer Herren verdient gemacht hatten.

Der Herzog von Braunſchweig fuhr indeſſen fort, auf den Abzug der Franzoſen zu dringen; richtete aber die Sache nicht ſo geſchwinde aus, als er erwartete: denn von Seiten der trieriſchen Regierung machte man weiter keine Anſtalten, dem Befehle ihres Hrn. Kurfürſten Nachdruck zu verſchaffen.

Während der Zeit entdeckte man, daß unter den Emigrirten ſich auch viele Patrioten befänden. — Das hätte man freilich gleich anfangs denken können! Was war wohl natürlicher, als daß einige gut republikaniſch Geſinnte ſich unter die Emigranten miſchen, ihren Schritten nachſpühren und die Anſtalten der deutſchen Mächte gegen Neufrankreich beobachten würden, um hernach in ihr Land zurückgehen, und dann von allem Nachricht geben zu können? — Hieran dachte man aber nicht; und man durfte nur ſagen, man ſey ein Malkontente, ſo glaubte man dies ſchon aufs Wort, und erlaubte gern jedem, ſich unter den wahren Emigrirten aufzuhalten, und alle ihre Anſtalten ſo mit anzuſehen.

Daß dieſes ſehr böſe Folgen hatte, ja haben mußte, verſteht ſich von ſelbſt; und

erſt

erſt, als es zu ſpät war, wurde den Emigrirten in Koblenz angeſagt, daß ſie ohne Paß von ihrem Marſchal oder vom Herzoge von Braunſchweig, oder vom preuſſiſchen General Courbiere nicht ferner geduldet, und in die Stadt gelaſſen werden ſollten. Auf allen Wachen machte man Anſtalt, dieſen Befehl zu befolgen. Aber was halfs? Wenige Päſſe waren ſo, wie ſie nach dem Herzoglichen Befehl ſeyn ſollten: meiſt warens kleine Zettel von franzöſiſchen Officieren geſchrieben, oder vielleicht gar von den Emigrirten ſelbſt geſchmiedet: wer kann alle Hände kennen? Warum gab man nicht gedruckte Päſſe, von franzöſiſcher und preußiſcher Seite zugleich unterſchrieben? — Jetzt zeigte man irgend ein Stück von Paß vor, und ſo hielten wir Niemanden von der Stadt ab, und auf dieſe Art war die Vorſicht unſers

Ober-

Oberbefehlshabers wieder ohne Wirkung. Wie es hieß, wollte man der trieriſchen Regierung nicht vor den Kopf ſtoßen, und die Emigrirten nicht mit Gewalt wegjagen: Gefährlicher wurden dieſe indeß immer, und um ſich zu ſichern, erſann man ein neues Mittel.

Man ließ nämlich von Haus zu Haus die Namen der Franzoſen aufſchreiben, befragte ſie ſelbſt nach ihrem Range, Päſſen u. ſ. w. und bedeutete ihnen, daß ſie ſich abführen, oder neue Erlaubniß zum Längerbleiben haben müßten.

Noch aber zogen die Franzoſen nicht ab, noch betrugen ſie ſich, wie Herren, denen weder Trier noch jemand anders zu befehlen hätte. Endlich trat der Zeitpunkt ein, wo man unſern König in Koblenz erwartete,

tete, und nun ſchritt der Herzog zu Mitteln, die den Emigrirten den Aufenthalt erſchwerten. Sie pakten alſo auf; doch immer nur nach und nach, und dieß zur Nachtzeit, weil ſie ſich ärgerten, und ſchämten, einen Ort ſchimpflich verlaſſen zu müſſen, wo ſie ſo zu ſagen, Geſetze gegeben hatten. Man denke nur an ihr tyranniſches Verfahren gegen den Verfaſſer der Sagen der Vorzeit! Die Emigrirten dünkten ſich Herr der Welt zu ſeyn! Dafür waren ſie auch meiſt Prinz, Marki, oder Baron; oder ein ſonſt hochwohlgebohrner Anhang von dieſem Ausſchuß der Menſchheit in Frankreich!

Auf die Preußen wurden ſie mächtig erbittert: es ſey doch, ſagten ſie, très indigne d'être chaſſé par les Pruſſiens! — Sie zogen ſich nach Bingen am Rhein und

ſonſt

ſonſt wohin. Ihre Truppen lagen hin und wieder auf Dörfern zerſtreut, wo ſie ſich, ſo nach ihrer Art, in den Waffen übten. Bey dieſen Truppen herrſchte eine wahre Anarchie! Da war an gar keine ächte Diſciplin zu denken, und jeder war gleichſam ſein eigner Herr. Schade, daß ſie keinen Peter, den Eremiten, keinen Aloyſius Hoffmann, keinen Girtanner, keinen von Schirach mit ſich führten, oder daß man ihre politiſchen Ablaßkrämer, ihre vermummten Tetzel nicht kannte! Man hätte ſich ſonſt ein Verdienſt um ſie — für hienieden oder droben — erwerben können durch einen milden Beytrag zur Führung ihrer durchlauchtigen Donkiſchottiade! Es kömmt am Ende doch auf eins hinaus, ob uns Invaliden, Mönche, oder irrende Ritter durch öffentliche oder verſteckte Betteleyen um das Unſrige bringen!

gen! Das Himmelreich hat von jeher Gewalt gelitten, und die politiſchen Aderlaſſer wollen auch leben!

Vierter Brief.

Während der Zeit unſers Aufenthalts in Koblenz marſchirten viele preußiſche Truppen durch dieſe Stadt, welchen nach unſerm Abzuge ins Lager, die übrigen folgten. Es war eine ſchöne Schiffbrücke über den Rhein geſchlagen, um den Uibergang der Truppen und des Feldzeugs zu erleichtern.

Man hatte auf Angeben der Emigrirten zwey vornehme Franzoſen auf die Hauptwache geſetzt als Verräther und Patrioten.

Das

Das war der Graf von Vinaiſal und der Marquis de Pontbruiant. Ich habe beyde geſprochen den Tag vor dem Abmarſch ins Lager. Sie ſchienen beyde ſehr königlich geſinnt zu ſeyn, kamen auch bald los, wendeten ſich aber nachher, wie ich gehört habe, wieder zu den Demokraten. Das mußten ſie ſchon, wenn ſie vorher auch noch ſo gut königlich geſinnt geweſen wären: Sie waren ja einmal verdächtig!

Nach einem kurzen Aufenthalte in Koblenz rückte man von unſerer Seite ins Lager. Das Lager war wie ein Luſtlager geſchlagen, und hieng nicht zuſammen, nach Art der Feldläger: ſogar ſtunden die Bataillons einzeln in beſondern Lägern.

Man rühmt an den Franzoſen, daß ſie bey ihrem Lagerſchlagen äußerſt beſorgt

ſind,

ſind, daß es ja nicht an Proviant mangle. Das iſt ſehr rühmlich und für die Soldaten von dem größten Nutzen. Bey uns war auch nicht die mindeſte Anſtalt dieſer Art getroffen. Es war alſo nothwendig, daß wir ein Raub der Marketender wurden. Unter dieſen befand ſich ein Jude aus Neuwied, ein recht abgefeimter Bube, der es machte, wie beynahe alle, welche zur Armee handelten: ſie kauften wohlfeil ein, und verkauften alles himmeltheuer aus. Der Soldat, welcher den Proviant und andere Dinge haben mußte, war genöthiget, den Blutigeln hinzugeben, was ſie foderten. So kaufte z. B. der Jude in Coblenz das Pfund Speck für 24 leichte Kreuzer, und ſchnitt es wieder zu 60 und mehr Kreuzern aus. So wurden die armen Soldaten geprellt, und doch hieß dergleichen Prellerey ein er-

laubter Profit! Der Jude iſt hernach, wie ich gehöret habe, von den Franzoſen aufgehaſcht, und rein ausgeplündert worden. Was half ihm nun ſein Gewinn aus Härte und Betrug! Es iſt doch wahrlich eine ſchöne Sache um Leben und Lebenlaſſen!

Viele unſrer Leute, welche weiter nichts hatten, als ihre Löhnung, mußten ſchon in dieſem erſten Lager wahre Noth leiden. Es iſt gleichſam ſo hergebracht, daß der Soldat, der doch am wenigſten zu bezahlen hat, im Felde alles doppelt und dreifach bezahlen muß. So brachten uns auch hier die Leute von den benachbarten Dörfen allerhand Gemüſe; ließen ſich aber weit mehr dafür zahlen, als ſonſt in den Städten.

Vor zwey Jahren, als der Feldzug nach Schleſien ſeinen Anfang nahm, gab der König einen gedruckten Befehl, wie die Marketender und Andere es zu halten hätten, welche etwas bey der Armee im Lager verkaufen wollten. Das wäre freilich recht gut geweſen, wenn es nur wäre befolgt worden. Allein entweder hatte man jene Ordre ſchon vergeſſen, oder man hatte dieſe nur für den Schleſiſchen, nicht aber auch für den franzöſiſchen Feldzug gegeben. Es war jedem überlaſſen, was er für ſeine Waare haben wollte: man kümmerte ſich gar nicht darum von Seiten der Regimenter.

Die Sache mit den Marketendern iſt bey einer Armee von unglaublicher Wichtigkeit, und fodert mit allem Recht eine vorzügliche Aufmerkſamkeit der Obern.

Denn wenn es an hinlänglicher Zufuhr durch Marketender fehlt, oder wenn man der Schinderey dieſer Leute freye Hand läßt, ſo iſt der Soldat genöthigt, ſich zu helfen, ſo gut er kann, durch Plündern oder Stehlen. Viele Herren Regenten haben ja, wie wir wiſſen, gar zu ſtarke Nebenausgaben, als daß ſie den armen Soldaten etwas zulegen könnten, um ihm die Verſuchung, oder vielmehr die Nothdringlichkeit zu Exceſſen von der Art zu erſparen. Leben will indeß der Soldat nicht minder, als ſein Herr Fürſt. Er hilft ſich alſo, ſo gut er kann, und erregt Verbitterung, ja oft Verrätherey.

Warum nun die erwähnte Aufmerkſamkeit bey uns auf dieſem Feldzuge gefehlt habe, kann ich nicht angeben. Unſere Anführer haben ſich ohne Zweifel eingebildet,

die Neufranken würden bey der Annäherung der deutſchen Truppen zum Kreutze kriechen, ja ihnen hülfreiche Hand biethen: und der Krieg würde ein Ende haben, noch ehe er recht angefangen wäre. Und dann brauchte man freilich weder Marketender, noch Provision!

Daß dieſe irrige Vorausſetzung unſre Häupter eingenommen, und ſie zu mancher Verſäumniß und ſehr nachtheiligen Maaßregeln verleitet habe, werde ich hin und wieder unwiderſprechlich beweiſen.

Mit unſerm preußiſchen Gelde kamen wir auch ſehr übel an. Im Trieriſchen iſt leichtes Geld Mode. Der Gulden, welcher ſonſt 60 gute Kreuzer hat, hat in dieſem Lande 72. Unſre Löhnung wurde in allerley Gelde gereicht, meiſtens aber in

Böhmen, oder Schleſiſchen Silbergroſchen, deren 30 einen ſchweren Thaler ausmachen. Anfangs nahm man in Koblenz den Böhmen zu 3 Kreuzer: alſo hatte der gemeine Soldat am Löhnungstage dreißig Kreuzer oder kaum 6 gl., da er doch 8 gl. haben ſollte. Nach und nach galt zwar der Böhme 3½ Kr., und ſo hatte man dann doch ſtatt 8 gl. 7 gl. -- Wurde die Löhnung in Sechſern oder ganzen Groſchen bezahlt, ſo bekam man 6 gl. und 2 leichte Kreuzer. Am ganzen Gelde, d. i. an den 8, 4, und 2 Groſchenſtücken, wie auch an den ganzen, halben und viertels Thalern verlohr man alleine nichts: das zwey Groſchenſtück galt 10 leichte Kreuzer, das Viergroſchenſtück 20 und der ganze Thaler 160 Kreuzer. Allein nur ſehr ſelten erhielten wir ganz Geld, indem die Herren Regimentsquartiermeiſter ſchon durch Einwech-

ſeln

ſeln beſorgt waren, daß ſie immer Böhmen, Sechſer und Groſchen zum Traktament geben konnten. Alle Kaufleute zu Koblenz, Trier, Limburg, Monthabauer und an andern Orten ſind meine Gewährsmänner bey dieſer an ſich gewiß ſehr wichtigen Sache. Ich werde in der Folge noch Gelegenheit haben, über dieſen Artikel mehr zu ſagen.

Das Wetter im Lager bey Koblenz war gleichſam eine Prognoſtik von dem Wetter, welches uns auf dem ganzen Feldzuge verfolgt hat. Es regnete hier beynahe täglich, und obs gleich im Jul. war, ſo war es doch oft ſo kalt, daß man nöthig hatte, ſich in die Friesdecken einzuwickeln, um ſich wider die Kälte zu ſichern.

Das Frauenzimmer aus Koblenz, durch die Exfranzoſen angekirrt, beſuchte auch

unſer Lager. Es war etwas Skandalöſes, zuzuſehen, wie der ſanftere Theil des Menſchengeſchlechts durch die wilden Soldatentriebe erniedrigt wurde! —

Während dieſer Zeit erſchien auch das bekannte Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig an die Einwohner Frankreichs. Ich hätte hierbey gar ſehr viel anzumerken; will mich aber bey dieſer ſonderbaren Sache nur auf wenig Punkte einſchränken.

Es erhellet offenbar, daß der Herzog durch die Emigrirten hintergangen war. Dieſe hatten ganz falſche Nachrichten und Schilderungen von dem gegenwärtigen Zuſtande Frankreichs verbreitet, und dieſen Nachrichten und Schilderungen hatte der gute Fürſt geglaubt. Das iſt ein Satz, den ich beweiſen muß.

Das Manifeſt ſpricht, als wenn zwiſchen der Nation der Franzoſen und den Konſtitutioniſten ein himmelweiter Unterſchied wäre. Es heißt darinn: daß Einige den Thron und den Altar angegriffen hätten, —— und dabey heißt es: man habe den Garden, Linientruppen u. ſ. w. eine proviſoriſche Sorge für die Aufrechthaltung der guten Ordnung aufgetragen, bis die Sachen beſſer eingerichtet ſeyn würden. —— Es ſcheint alſo, als wenn der Herzog geglaubt habe, daß eben die Garden, Linientruppen, Elektoren und andere an der Revolution nicht ſelbſt Theil genommen, ſondern ſich blos leidend dabey verhalten hätten. Das war aber eben das falſche Vorgeben der Emigrirten: dieſe ſprachen noch immer von königlichen Soldaten, Beamten u. dgl.

Die Emigrirten hatten ferner fälſchlich vorgegeben, und aller Orten ausgeſprengt, daß ſobald eine Armee nach Frankreich kommen würde, um dem König Ludwig XVI. beizuſtehen, beinahe die ganze franzöſiſche Armee zu ihr übergehen, und alle Städte und Provinzen ſich ohne Anſtand ergeben würden.

Daß der Herzog auch dieſem Vorgeben Glauben beygemeſſen habe, erhellet, dünkt mich, wieder ganz deutlich aus dem ganzen Manifeſte. Und eben dieſem Vorgeben hat unſre Armee ihr größtes Unglück zuzuſchreiben: Denn es verurſachte, daß wir wie blind nach Frankreich in die Nothſchule geführt wurden; und das Reſultat eben dieſes Schrittes war hernach der Einfall der Neufranken in Deutſchland. Die Folge meiner Erzählung wird dieſes hinlänglich darthun.

Der Herzog befürchtete gar nicht, daß ſich ihm eine Armee entgegen ſtellen würde. Er ſagt ja, daß er die Pariſer, wofern ſie etwas wider den König oder deſſen Familie vornehmen würden, exemplariſch beſtrafen wolle. Folglich dachten Seine Durchlaucht, daß der Weg von Koblenz nach Paris eben ſo gangbar für die preußiſche Armee ſeyn würde, als der von Halberſtadt nach Koblenz. Das waren lauter Folgen der Windbeuteleien der Emigrirten!!

Hieraus iſt nun ſonnenklar, daß die Emigrirten unſre ärgſten Feinde geweſen ſind. — Hieraus laſſen ſich auch alle Fehler erklären, die im Feldzuge von 1792 vorfielen. Eben das falſche Vorgeben der Emigrirten hat wohl auch gemacht, daß der Ton des Manifeſtes etwas gebietheriſcher

ſcher und ſtärker ausgefallen iſt, als es ſonſt vielleicht geſchehen wäre — gegen eine der reſpektabelſten Nationen in Europa. Ja, wer unſern König und den Herzog näher kennt, wird der Meynung Einiger Sachverſtändigen beyſtimmen und mit dieſen dafür halten: daß die Materie und Form aller damaligen Manifeſte gegen Frankreich, alſo auch deren Ton, urſprünglich im Kabinette zu Wien angegeben ſey, und daß der gutmüthigſte Mann, wie der feinſte Politiker, ſeine Gründe haben könne, in gewiſſen Fällen, aus gewiſſen Rückſichten, mehr Copie, als Original zu ſeyn. —

Der Herzog verſichert weiter, daß weder der Kaiſer noch der König in Preußen ſich bey dieſem Vorfall durch Eroberungen bereichern wollten. Das iſt etwas ſchwer

zu

zu verſtehen! Es wird aber wohl ſoviel heißen ſollen: daß der Kaiſer und der König von Preußen keine Provinzen von Frankreich trennen und für ſich behalten wollten. Das verſteht ſich aber von ſelbſt: denn was geht ſie Frankreich an? Und laut ihrer öffentlichen Erklärung wollten ſie ja nur Ludwig XVI. durch ihre vereinigte Macht wieder zu ſeinen vorigen Rechten zu verhelfen ſuchen! — Uebrigens wird die Folge beweiſen, daß dieſe Schonung Frankreichs, dieſe Nichtzergliederung und Nichttheilung unter Oeſtreich und Preußen, eine Sache war, deren Gegentheil wohl leicht ins Reich des Unmöglichen gehört. Frankreich iſt kein Bayern, Schweden oder Polen. —

Ferner ſagt der Herzog: die Neufranken hätten dem Kaiſer als Alliirten des

Königs von Preußen einen ungerechten Krieg angekündigt: und das ſey die Urſache, warum der König die Waffen gegen ſie ergriffe. — Hier habe ich zweierlei anzumerken: Das erſte betrift die Ungerechtigkeit des Krieges.

Ein ungerechter Krieg iſt ein Krieg ohne alle Urſache zur Gegenwehr. Kriege, wo man das Zuvorkommen ſpielt, ſind nach dem Sinne unſers Kriegsrechts gerechte Kriege. Der verſtorbene Kaiſer möchte aber wohl genug eingefädelt und gethan haben, die franzöſiſche Nation zu erbittern, oder ihr Feinde zuzuziehen. Privat-Hausintereſſe wurde auf eine vermäntelnde Art zu einem höhern erhoben: die Bereitwilligkeit der Franzoſen zum Erſatz für die vorgewandten Beeinträchtigungen im deutſchen Reiche wurde eludirt: die

nach-

nachdrücklichſten Vorſtellungen gegen die Machinationen der Emigrirten fanden läſſiges Gehör: Vergehungen Einzelner wurden der ganzen Nation aufgebürdet, und Privat-Hof-Spiele begründeten endlich das, was jetzt ganz Europa in Krieg verwickeln wird. So ſprachen wenigſtens ſelbſt große Sachkundige in mehr als einem Lande. —

Und wenn man die Sache von dieſer Seite anſieht: war dann der Krieg, den die Franzoſen dem Kaiſer erklärten, ungerecht? War es ihnen zu verargen, daß ſie nothgedrungen das Zuvorkommen ſpielen wollten? Waren ſie — vorausgeſetzt, daß das Obige ſeine Richtigkeit habe — nicht lange genug geneckt, hingehalten, verachtet und bedrohet?

Ohne Zweifel ſahe dieſes der hellſehende Herzog ſelbſt; er nannte alſo den Krieg wohl nur in ſofern ungerecht, als er von einer Nation erklårt war, welche Er noch als Unterthanen eines ſouverånen Königes anſah, und ihr folglich das Recht nicht einråumte, einen Krieg zu erklåren: und in dieſer Hinſicht allein könnte der Krieg von Seiten der Franzoſen ungerecht genannt werden. Dieß war aber nach der Sprache der Emigrirten gedacht! Sonſt weiß man ja, daß die franzöſiſche Nation ihre Souverånitåt über die ihres Königs hinausgeſetzt, und feyerlich anerkannt hat.

Jetzt zum zweyten Punkte! Unſer König iſt Alliirter des Kaiſers, und ſo iſt er verpflichtet, an dem Kriege gegen die Neufranken Theil zu nehmen. Freilich iſt ein Alliirter verpflichtet, im Fall der Mital-

liirte

liirte ohne Recht angegriffen wird, hülfreiche Hand zu leiſten. Allein ohne hier der preußiſchen Allianz mit Schweden und Polen in neuern Zeiten zu erwähnen, ſo hat die Allianz des Königs in Preußen mit Oeſtreich wohl erſt recht da angefangen, als man — wie man für gewiß wiſſen will — von preußiſcher Seite ſchon auch beſchloſſen hatte, die Neufranken mit zu bekriegen: folglich — — wer trübte hier das Waſſer zuerſt, der Wolf oder das Schaaf? Das übrige ergiebt ſich von ſelbſt.

Ob bey dieſer Allianz nicht noch andre geheime Zwecke obwalten, deren Realiſirung, mit Rußlands Convention, dereinſt in Schweden, Polen und Bayern ſtatt finden könnte, gehört nicht hieher: genug, daß unſere Allianz eigentlich vielmehr eine

Folge, als ein Grund von unſerm Kriege gegen die Neufranken geweſen iſt. Unwiderſprechlich iſt daher — doch die unpartheyiſche Mit- und Nachwelt mag weiter folgern und — richten!

Der Herzog biethet die Franzoſen, gleich Unterjochten, gebietheriſch auf, der preuſſiſchen und kaiſerlichen Armee freundſchaftlich zu begegnen, und ihnen in allen Stücken hülfreiche Hand zu leiſten — freylich wieder nach der Vorausſetzung, daß die Franzoſen und die Demokraten verſchiedene Dinge ſeyen.

Wir ſehen, daß dieſe Vorausſetzung zu manchem voreiligen Schritte Anlaß gegeben hat. Auch weiß man jetzt, daß dies auffallende Manifeſt gerade das beſchleuniget hat, was es in Rückſicht auf Ludwig

wig und deſſen Familie und Rechte hintertreiben ſollte. Ja, es bewirkte unter den Franzoſen ſoviel Gutes und Böſes, daß man, pſychologiſch davon zu ſprechen, beynahe meynen ſollte, es hätte das Alles bezielt. Man geſtand jedoch endlich ſelbſt ein: man ſey von den Emigrirten hintergangen, und bewieß dadurch: daß man in einer Sache von der äuſſerſten Wichtigkeit das ſo wichtige audiatur et altera pars (man höre auch den Gegner!) überſehen oder verachtet habe, und — daß der Glaube nicht überall ſelig mache! —

Wenigſtens iſt und bleibt es immer eine Hauptfrage: Warum ließ man ſich, als öffentliche Perſon, nicht auch öffentlich, oder auf irgend eine andere angemeſſene Art über die wahre Lage und Geſinnung Frankreichs unterrichten, um dar-

nach die Ausſagen der Emigrirten zu ſchä-
tzen, und dann zu entſcheiden: ob es der Mühe werth ſey, das Alles vorzunehmen, was jetzt zum unabſehlichen Ruin ſo vieler Millionen im Gange iſt? Warum zog man nicht Männer zu Rathe, die mit der neuen Einrichtung der Dinge in Frankreich durch eigne Erfahrung bekannt waren? Warum glaubte man den Verſicherungen des Herrn von Archenholz nicht, der mehrern unſerer Hauptleute das alles vorherſagte, was jetzt leider eingetroffen iſt? Sollte man nicht billig auf den Gedanken gerathen: daß der Krieg gegen die Neufranken nur habe Mittel seyn ſollen, andere verſteckte, weit wichtigere Zwecke zu erreichen, als den, Ludwig zu retten?? — — — Vieles, worüber ich noch Anmerkungen machen könnte, übergehe ich: ſoviel war aber gerade nöthig, um für die

Folge

Folge Licht zu geben, und manchen Vorfall genauer verſtehen zu machen.

Das Manifeſt des Herzog iſt in Koblenz gedruckt und von da aus häufig nach Frankreich geſchickt worden.

Herr Dailly zu Paris hat darauf antworten wollen: allein die Nationalververſammlung unterſagte es ihm, wahrſcheinlich nach dem alten logiſchen Kanon: contra principia ignorantem non eſt diſputandum.

Nirgends hat man in Frankreich auf dieſes Manifeſt Rückſicht genommen: man ſoll es hin und wieder ſogar mishandelt haben. Auf der Nationalverſammlung las man es her, und zuckte die Achſeln.

Ohne Zweifel war aber auch das ein Fehler von Seiten der Neufranken. Sie hätten wenigſtens aus Großmuth erklären und zeigen ſollen, wo und in wie weit der Herzog durch einſeitige oder falſche Vorſtellungen der Emigrirten hintergangen wäre. Dieſes würde vielleicht manches Uibel verhütet, und manches Unglück von einigen franzöſiſchen Provinzen abgewandt haben. Vielleicht wäre auf eine Erklärung der Neufranken der ganze Einfall in Frankreich unterblieben. Aber ſo gehts! Wer zu tief herabgeſetzt wird, ſetzt wieder herab.

Alſo — die Neufrauken erklärten ſich nicht, ließen nichts von ſich hören, und erwarteten die Zukunft, wie vor Zeiten die Engländer die unüberwindliche Flotte der Spanier. —

Das

Das Heer war nun verſammelt, und zum Aufbruch bereit. Der König ſelbſt war angekommen, hatte unterwegs den Kurfürſten von Mainz geſprochen, und hielt bey ſeiner Ankunft in Koblenz die Revüe ſeiner Truppen. Jederman war in voller Erwartung, wohin der Zug gehen würde.

Fünfter Brief.

Der Zug gieng von Koblenz auf Trier. Ehe ich hier vorwärts gehe, muß ich eine Frage aufwerfen.

War es weiſe gehandelt, ohne die Grenzen des deutſchen Reichs gegen den Elſaß

zu, beſetzt zu haben, die Neufranken in ihrem eigenen Lande anzugreifen?

Freilich hat die Folge dieſe Frage ſchon entſchieden; und — wenn die Herren vom Rathhauſe kommen, ſind ſie allemal klüger, als wenn ſie hinauf gehen! — wenns nämlich erlaubt iſt, etwas Großes durch ein Sprüchwort mit etwas Kleinem zu vergleichen!

Allein auch ſchon damals, als die Armee am Rheine ſtand, waren folgende Punkte wahr.

1) Frankreich hat ſehr ſtarke Feſtungen gegen Deutſchland zu.

2) Der Weg von der franzöſiſchen Grenze bis an den Rhein iſt kurz, und kann in wenig Tagen zurückgelegt werden.

3) Es

3) Es waren damals anſehnliche franzöſiſche Truppen in den Grenzſtädten, welche auf den erſten Wink bereit waren, den Rhein zu beziehen.

4) Wenn der Feind Strasburg, Landau, Speier und Mainz gut beſetzen kann, ſo iſt beinahe keine Armee im Stande, ihm freie Hand jenſeits des Rheins zu verwehren.

5) Der Feind iſt alsdann im Stande, ſich aus der fruchtbaren Pfalz mit allem Proviant auf lange Zeit zu verſehen.

6) Der Kurfürſt von Mainz war zu ſchwach, den Einfall der Franzoſen abzuhalten, und dem von Pfalzbaiern ſchien es am Wollen zu fehlen.

Dieſe ſechs äußerſt merkwürdige Stücke waren ſchon damals wahr, und verdienten ſchon da die größte Aufmerkſamkeit,

bevor die preußiſche Armee nach Trier aufbrach.

Man ſchien aber alles das nicht zu achten. Woher das? Wahrſcheinlich, weil man glaubte, nach der Schilderung der Emigrirten, daß die Neufranken zu ſchwach und zu uneinig wären, ſich zu widerſetzen, und daß ſie, bey Annäherung des Feindes, ſich von Stund an auf Traktate einlaſſen würden.

Es könnte auch ſeyn, daß man, wegen entfernterer geheimer Projecte für die Zukunft, das alles abſichtlich aus der Acht gelaſſen habe, um die Franzoſen zum Angriff auf das deutſche Reich zu verleiten, und dadurch ſich das Recht zu erwerben, die Reichsſtände zum Mitkriege aufzufodern, und Pfalzbayern zu nöthigen,

ent-

entweder ſeine verhaßte Neutralität aufzugeben, oder ſich als Widerſpänſtigen behandeln zu laſſen. Die Zukunft muß entſcheiden, was von dieſem Wahrſcheinlichen oder Möglichen das Wirklich-Wahre geweſen iſt. Genug man ſchien von den Neufranken nichts Arges zu erwarten, noch weniger zu befürchten. Ein gewiſſer vornehmer Herr ſagte mehrmals: daß in dieſem Kriege kein Gewehr geladen, und kein Feind ſichtbar werden würde. Man verachtete die Franzoſen, uneingedenk jenes goldnen Spruchs des großen Fabius des Zögerers: daß man im Kriege nichts verachten müſſe! Aber ſogar unſre gemeinen Soldaten ſprachen Abends, wenn der Reträtſchuß fiel: „wenn „das die Franzoſen ſo hören, muß es ihnen in den Haaren Angſt werden!„ Ich hatte ſchon bey Koblenz ſo meine Anmerkun-

kungen, welche ich einigen Officieren mittheilte, deren viele ſie damals als wahrſcheinlich aufnahmen, jetzt aber durch den Erfolg beſtätigt wiſſen werden.

Sonnenklar iſt es denn wohl — um zurückzukommen — daß der Rhein, beſonders die wichtige Feſtung Mainz, mit hinlänglichen Truppen hätte beſetzt werden ſollen, wenn ſchon auch nur, um das dortige Magazin zu decken, das wohl leicht eine Million gekoſtet hatte. — — Nun weiter im Texte!

Von Koblenz nach Trier ſind 24 ſtarke Stunden, welche wir in 6 Märſchen zurücklegten. Der Weg iſt zwar Chauſſee, allein die vielen Berge und Defileen, die man paßiren muß, machen ihn ſehr beſchwerlich, beſonders für Pferde, Wagen und Geſchütz.

Hier

Hier kommt man durch die Eifel, einen Strich Landes, den alle Durchreiſende verwünſchen. Die Trierer ſind überhaupt eine äußerſt grobe, eigennützige, abergläubiſche Nation, voll tiefer Verachtung und Abſcheu gegen alles, was Proteſtant heißt. Sie nahmen eben darum ihrem Hn. Kurfürſten es auch ſehr übel, daß er uns Ketzern den Zug durch ihr heiliges Bisthum verſtattet hatte. Es iſt daher zugleich begreiflich, daß man uns auf unſerm Durchmarſche hier nicht ſo gaſtfrey aufnahm und behandelte, als vorher in Preußen und Sachſen. Die guten Leute trugen uns überhaupt wenig Lebensmittel zu, und was ſie zutrugen, war ſchlecht und theuer.

Ich hatte hier Gelegenheit, die Geſinnung der Emigrirten, nach Erſcheinung

des

des herzoglichen Manifeſtes, auszufor-ſchen. Faſt alle waren ſehr übel darauf zu ſprechen, und dieß — weil in demſelben auch pas un mot de la Nobleſſe vorkäme. Sie hatten gehofft, daß man ſie vor allen andern Dingen wieder in den vollen Beſitz ihrer Güter und ihres Anſehens ſetzen würde. Die Stadt Trarbach an der Moſel, eine Pfalzzweybrückiſche Stadt, war damals voll Emigrirten. Ich erkundigte mich auch nach der Denkungsart der Trierer über die Sache Frankreichs, und erfuhr, daß ſie, troz ihres Pfaffismus — zum Beweiſe, daß Pfafferey nicht immer und überall ariſtokratiſch macht — meiſt patriotiſch geſinnt waren. Ich werde den Grund hiervon angeben, und mehr hierüber ſagen, wenn ich auf unſern Rückmarſch durch dieſes Land kommen werde.

Das

Das Wetter war auf dieſem Marſch ſehr heiß, und viele unſerer Leute wurden marode, wie man ſagt; doch blieben wenige liegen, weil ſie damals noch meiſt bey vollen Kräften waren. Bey dem Rückzuge aus Frankreich waren die Leute ausgemärkelt, und blieben zu 30, 40 von einer Kompagnie zurück, und kamen oft erſt den andern Tag nach, wie die Folge dieſer Berichte zeigen wird.

In der Stadt Witlich, einem kleinen Orte, mit einem ſchönen Schloß, Ottenſtein, ſprach ich zwey Geiſtliche vom Lande über die franzöſiſchen Angelegenheiten. Die beyden Herren räſonnirten nicht übel, prophezeihten uns und den Oeſtreichern wenig Gutes, und ſchloſſen damit, daß die lange und unmenſchlich genug gequetſchten Franzoſen Recht hätten; nur hätten

ſie

ſie ihre Hände von der Geiſtlichkeit und deren Gütern laſſen ſollen. — So ſpricht ein jeder nach dem Intereſſe ſeines Standes!

Nicht weit von Witlich iſt ein reiches Bernhardiner-Kloſter, welches von den Patrioten nach unſerm Abzuge derb mitgenommen worden iſt, ſo wie das Kloſter Arnsburg in der Wetterau.

In Trier trafen wir wieder viel Emigrirten an. Die Einwohner von Trier ſelbſt ſind, wie die übrigen Trierländer, grob und ungeſchliffen, dabey bigott und intolerant im höchſten Grade. Die Univerſität daſelbſt iſt in den traurigſten Umſtänden, und wird blos von Landeskindern beſucht.

Im Lager bey Trier ſtanden wir ohngefähr acht Tage. Hier war eine überaus große Hitze, welche ſogar des Nachts anhielt, und das Saufen des ſchmutzigen ungeſunden Waſſers aus der Moſel nothwendig machte. Man hätte zwar gutes Waſſer aus den Dörfern holen laſſen können; allein da die Moſel ganz nahe vorbeyfloß, ſo mußte alles Waſſer zum Trinken und Kochen aus dieſem Fluſſe geholt werden. Ohne Eckel konnte aber niemand dieſes Waſſer herunterbringen. Den ganzen Tag über waren die Pferde aus der ganzen Armee im Fluß, machten ihren Miſt hinein, welcher aller Orten auf dem Waſſer herumſchwamm. Zudem badeten ſich die Soldaten ohne Aufhören und wuſchen ihre ſchmutzigen Hemden darin. Wem konnte ſolches Waſſer wohl ſchmecken und behagen? Man mußte wirklich

heilloſen Durſt haben, um ſich zu ſolchem Trunk zu entſchließen: und doch wurde es häufig geſoffen: das machte die unerhörte Hitze, welche im Thale doppelt unerträglich war.

Im Moſelwaſſer und in der großen Hitze bey Trier liegt der erſte Grund der fürchterlichen Krankheit, welche unſre Armee bis in den Winter ſchröcklich geplagt, und manchen unter die Erde befördert hat, ich meyne den Durchfall, oder die Diarrhoe. Sie fieng ſchon hier an, und ward bald allgemein, ſo daß nur wenige davon verſchont blieben. Doch hiervon wird weiter unten mehr vorkommen.

Während unſers Aufenthalts hier im Lager, wurden allerhand Lügen und falſche Gerüchte ausgeſprengt. Die Ruſſen ſollten

ten ſchon in Frankreich eingefallen, und auf dem Marſch nach Paris begriffen ſeyn: Der König von Sardinien hätte die Franzoſen, ich weiß nicht mehr wo, aufs Haupt geſchlagen: eben ſo wären ſie ſchon von den Kaiſerlichen in die Enge getrieben. In Paris hätten die Bürger die Nationalverſammlung geſprengt, den Jakobinerklub zerſtört, den König wieder auf den Thron geſetzt u. ſ. f. Mit dergleichen Lappereien vertrieben ſich Officiere und Soldaten die Langeweile.

Bisher hatten wir noch keinen öffentlichen Gottesdienſt gehabt, deßwegen mußten alle Feldprediger an einem Sonnabend gegen Abend eine Predigt halten. Die meiſten handelten von der Geduld, und der Ergebung in den Willen Gottes. — Daß doch die Leute ſo gern den Willen

der Menſchen zum Willen Gottes machen!

Die trieriſchen Einwohner kamen ſelten in unſer Lager, um es zu beſehen, wie die Koblenzer gethan hatten, wahrſcheinlich, weil ſie den Preußen nicht gut waren. Dieſe waren auch nicht einmal Römiſchkatholiſch! —

Die Emigrirten, unterſtützt — wie es hieß — durch ruſſiſches und engliſches Geld, brachten nun auch ihren Haufen zuſammen, und rückten ins Lager gegen uns über. Ich habe nie gewiß erfahren können, wie ſtark die ſogenannte Armee der emigrirten Kreutzfahrer geweſen ſey. Sie war zuverläßig, alles eingerechnet, nicht über 12,000 Mann ſtark, ob man gleich ſchon 30, ja gar 50,000 daraus

machen

machen wollte. In dieſer Armee war gar keine Diſciplin, und Anarchie mehr als im verſchrieenen Frankreich.

Im Auguſt zogen wir von Trier ab, und nach einigen Märſchen ſchlugen wir unſer Lager bey Montfort, ohnweit Lüzelburg oder Luxemburg auf. Im Luxemburgiſchen waren die Lebensmittel etwas beſſer, als im Trierland, wo die emigrirten Franzmänner ſchrecklich damit gehauſet und dadurch alles ſehr vertheuert hatten.

Die Luxemburger Unterthanen ſchienen mit der Wiener Regierung nicht ſehr zufrieden zu ſeyn; und einige Gährung dürfte auch in dieſem Lande einen Volksaufſtand nach ſich ziehen. Uiberhaupt aber ſind die Luxemburger ein grobes,

barſches, fatales Volk, welches alle Ausländer haſſet, und nicht einmal gerne ſieht, daß der Kaiſer eine ſtarke Beſatzung in die Feſtung Luxemburg legt. Das Land iſt übrigens fruchtbar und gut, und die Feſtung ſelbſt eine der wichtigſten in Europa. Die Stadt kann leicht für eine der ſchönſten und volkreichſten paßiren.

Hier wurde ein Italiener als Spion entdeckt, und fand ſein Ende nach Verdienſt, am Galgen: denn wenn je einer den Galgen verdient, ſo iſt es ein Spion. Man bedenke nur das Unheil, das ſo ein Bube ſtiften kann! Wenn aber gleich die Spionen nach allem Recht den Galgen verdienen, ſo bedienen ſich ihrer doch die größten Helden und belohnen ſie reichlich. — Und ſo macht man ſelbſt das Schändliche, das man überall mit Galgen beſtraft,

zum

zum Mittel ſeines Zwecks! Was iſt alſo Moral? Was iſt Politik? Und wie verbindet man beyde, theoretiſch und praktiſch? —

Man ſprach hier viel von den Kaiſerlichen, welche nun kommen und ſich mit uns vereinigen würden: aber ſie kamen nicht. Indeſſen ſtatt ihrer rückten die Heſſen heran, die braven tapfern Heſſen, welche auf Veranſtaltung ihres Landgrafen — der gern Kurfürſt werden möchte — auch an dieſem unglücklichen Feldzuge Theil nehmen mußten.

Im Hauptquartier wetteten ſogar die Generale, daß ganz Frankreich innerhalb drey oder vier Wochen beruhigt, und in ſeinen alten Zuſtand zurückgebracht ſeyn würde. Ich will ein Geſpräch zweier vor-

nehmer Herren herſetzen, welches ich ſelbſt angehört habe.

A. Was wird aber zu thun ſeyn, wenn wir nun Paris beſetzt haben werden?

B. Vor allen Dingen muß der König ſeine abſolute Gewalt wieder bekommen. Sodann muß für den Adel geſorgt werden.

A. Das wird ſchwer halten! Die Güter ſind ſchon meiſtens in andern Händen!

B. Thut nichts! die Güter müſſen wieder heraus, und die jetzigen Inhaber müſſen alles wieder erſtatten, was ſie bisher gezogen haben.

A. Wie geht es aber mit den Häuptern der Patrioten?

B. Dieſe müſſen alle nach der Strenge behandelt werden. Da wird es ein Aufhängen geben, daß einem die Haut ſchaudern wird! Es muß aber ſchon einmal

ſeyn:

ſeyn: Exempel müſſen ſtatuirt werden, damit in Zukunft der Spektakel unterbleibe. Dann wird eine ſtarke Garniſon in Paris gelegt, ſo wie in die andern Hauptſtädte des Reichs. Der Hof geht nach Verſailles: die Kriegskoſten werden erſetzt: Elſaß und Lotharingen werden ans Reich abgetreten, u. dgl.

An ſolchen Geſprächen erbauten ſich Männer, welche ohne Einſicht und ohne Kenntniß der bisherigen Länder- und Völkergeſchichte, über Frankreichs Angelegenheiten entſcheidend ſprechen wollten. Man ſieht hieraus, wie klein und ohnmächtig man ſich durchgängig die franzöſiſche Nation gedacht habe: und wer hatte dieß veranlaßt?

Hier wurde auch der Befehl gegeben, daß die Weiber, welche ſich bey den Re-

gimentern als Wäſcherinnen, Marketenderinnen u. dgl. befanden, forthin jedesmal von den Profoſen jedes Regiments geführt und begleitet werden ſollten. Der Befehl, daß die Weiber überhaupt einen Begleiter und Aufſeher haben ſollten, war weder überflüßig noch unnütz: denn dieſe Kreaturen, welche größtentheils der Auswurf ihres Geſchlechts ſind, — denn welches Weib von einiger Delikateſſe wird ſich wohl entſchließen, einer Armee zu folgen? — begiengen allerhand Exceſſe: ſie liefen in die Gärten und Dörfer, und nahmen, was ſie vorfanden. Aber daß ſie gerade von den Profoſen geführt werden ſollten, war ihnen doch zu deſpektirlich: ſie räſonnirten deßwegen gewaltig, und ſchimpften auf die Profoſe ohne Aufhören: wollten ihnen gar die Augen auskratzen, und ſtellten ſich ſo wüthend, daß

es

es den armen Profoſen angſt und bange ward. Endlich geſchah in der Sache zum Beßten der Weiber eine Aenderung, und ein Unterofficier mußte ſie führen. Dieſe Einrichtung wurde anfangs genau befolgt, hernach aber ließ man die Weiber wieder gehen, wohin und wie ſie wollten, und beſtrafte die Exceſſe nicht mehr, welche ſie mit Rauben und Stehlen in Frankreich reichlich verübten. — Das war alſo eine unedlere Art von Poiſſarden aus Preußen!

Sechſter Brief.

So lang ich lebe, werde ich den 19ten Auguſt des Jahres 1792 nicht vergeſſen: denn das war der Tag, an dem wir in Frankreich eingewandert ſind, und der gleich-

gleichſam prognoſticierte, wie es uns in dieſem Lande ergehen würde. Wir brachen am 18ten dieſes Monaths mit dem Lager bey Montfort auf, wurden unterwegs bis auf die Haut naß, ravagirten hernach die Erbſenäcker, aßen uns an Erbſen ſatt, und ſetzten am folgenden Tag den Marſch nach der franzöſiſchen Gränze fort.

Früh Morgens beym Ausmarſch war es kalt, wie im November: der Wind gieng rauh, und der Himmel war trübe. Nachdem wir wirklich über die Gränze gekommen waren, wurde Halt gemacht, weil man erſt überlegen mußte, an welchem Orte das Lager aufgeſchlagen werden könnte. Die Reuterei hielt auch ſtille. Vor Müdigkeit legten wir uns zur Erde: kaum lagen wir, da fieng es an zu tröpfeln, und hernach regnete es ſtärker. Der Regen

gen war kalt, wie Eiſstropfen. Auch hier wurden wir von neuem bis auf die Haut naß, und waren vor Kälte beynahe erſtarrt, als wir weiter marſchieren mußten.

Der Boden in Lotharingen iſt eitel Leimen, und deshalb war der Weg ſo ſchlimm, daß wir kaum fort konnten, beſonders da die Kavallerie vor uns aufritt, und den Weg noch mehr verderbte. Wir waren auch nicht auf der Chauſſee geblieben, wo das Geſchütz und Feldzeug gefahren wurde: wir marſchierten querfeld ein. Das Querfeldeinmarſchieren iſt in dieſem Feldzuge überall bey uns ſehr gebräuchlich geweſen, muß auch oft ſeyn; aber nicht allemal. Endlich nach vielem Fluchen und Schimpfen auf das Franzoſenland kamen wir an den Ort, wo das Lager aufgeſchla-

ſchlagen werden ſollte. Wir waren alle durch naß, und zitterten am ganzen Leibe vor Kälte und Näſſe. Aller Muth war weg, und wenn ein Feind da geweſen wäre, wir hätten uns ergeben oder erliegen müſſen. Niemand von den Unſrigen wäre im Stande geweſen, eine Flinte zu laden, vielweniger, ſich mit Kraft und Muth zu vertheidigen.

Nun waren keine Zelter da: die Packpferde hatten wegen des ſchlimmen Weges nicht folgen können: wir mußten daher unter dem freien Himmel im kälteſten Regen ſo, wie wir waren, ſtehen bleiben, und wurden immer ſteifer und verklommner.

Endlich befahl man, daß Holz und Stroh aus den benachbarten Dörfern her-

bey-

beygeſchaft werden ſollte. Man ſtelle ſich leicht vor, daß die Kommandierten nicht ſäumten, ſich durch Laufen und Arbeiten Bewegung, Wärme und Nahrung zu verſchaffen.

Das Futter für die Pferde wurde vom Felde genommen, wo der Waitzen und der Haber von den Knechten abgemäht, und auf Strohbänken klein geſchnitten wurde. Ein ganz großes Feld war innerhalb einiger Stunden leer.

Das erſte franzöſiſche Dorf, das herhalten mußte, hieß Brehain la Ville, ein ſchöner wohl gebauter Ort. Die Einrichtung der Häuſer verrieth vielen Wohlſtand; aber binnen einer Stunde glich das ganze Dorf einer Einöde.

Die Soldaten von verſchiedenen Regimentern zeichneten ſich bey der Plünderung am thätigſten: Edle Chefs, die auch im Feinde den Menſchen zu reſpektiren wußten, drangen auf Mannszucht und Schonung.

Die Männer aus dem Dorfe hatten ſich weggeflüchtet: die Weiber waren geblieben, konnten aber nicht hindern, daß nicht alles, was für den Soldaten zubenutzen war, mitgenommen, und das Uebrige zerſchmiſſen und verdorben wurde. Das Herz that mir oft wehe, wenn ich ſchadenfrohe Knaben von Kriegern Steingut und ſchöne fayancene Schüſſeln und Teller, die man weder mitſchleppen noch brauchen konnte, zerſchlagen ſah.

Die Dorfleute jammerten, und ſchrieen einmal übers andere: o mon Dieu!

o la

o la Misère! und unſre Soldaten lachten ihnen hiebey ins Angeſicht, und radotierten von Patrioten. Es iſt etwas entſetzliches, wenn menſchliche Einrichtungen den Menſchen über die der Natur hinwegſetzen helfen! Die Grauſamſten und Habſüchtigſten, wie ich bemerkt habe, ſind bey ſolchen Vorfällen die, welche hülfsbedürftige Eltern, Frau oder Kinder hinterlaſſen haben, denn auch für dieſe ſoll bey ſolchen Gelegenheiten mitgeſorgt werden.

Die Officiere, welche mitgeritten waren, waren keinesweges im Stande, den plündernden Soldaten aufzuhalten; es wurde auch manches in Rückſicht des abſcheulich ſchlimmen Wetters überſehen.

Faſt in allen Häuſern fanden wir Patronen, Pulver und Bley nach der neuen

Einrichtung in Frankreich, vermöge welcher jeder Unterthan, jeder Bürger ſich mit Kriegsmunition verſehen muß.

Statt des Strohs, weil keins da war, nahm man das ungedroſchne Getraide, und trug es ins Lager: wir haben überhaupt in Frankreich auf Getraide beſonders auf Waitzen gelegen, und eine ungeheure Menge davon verdorben und verſchleudert.

Die übrigen Dörfer, ſogar das, wo der König logierte, hatten eben das Schickſal, was Brehain la Ville gehabt hat.

In dieſer Gegend verſteht man noch etwas deutſch, ob es gleich nicht geſprochen wird.

Erſt

Erſt gegen Abend ſchlugen wir die Zelter auf, hatten aber eine ſehr ſchlimme Nacht, weil wir über und über naß waren, und auf naſſem Stroh liegen mußten. Dabey waren die meiſten von Kopf bis zu Fuß voll Koth und Schlamm, beſonders die, welche Schaafe auf dem Rücken herbeygetragen hatten.

Den folgenden Tag lag das ganze Lager voll Schaafshäute und voll Eingeweide von Schaafen und Schweinen, wie auch voll Federn von geraubten Hünern und Gänſen.

Der Herzog von Braunſchweig erfuhr dieſe Plünderung bald, und den Augenblick ließ er ſcharfe Befehle ergehen, daß dergleichen nicht mehr geſtattet, ſondern ernſtlich und ſcharf beſtraft werden ſollte.

Dieſer Befehl wurde anfangs beobachtet, in der Folge aber mannigfaltig vernachläſſigt, wie ich deutlich beweiſen werde. Indeß wen wundert dieß! Der hungrige Bauch hat keine Ohren! —

Den folgenden Tag war ſchönes Wetter: wir brachen ſpät auf, die Avantgarde war aber ſchon frühe marſchiert, und ſchlugen unſer Lager ohnweit Longwy an einem Gehölze auf.

An dieſem Tage foderte der Herzog, der mit Geſchütz und einigen Bataillons vor Longwy gerückt war, die Uebergabe der Feſtung: man ſchlug ſie ab, und das Kanonenfeuer nahm ſeinen Anfang.

Als die geringe Garniſon von Longwy ſahe, daß es Ernſt wurde, entſchloſſen

ſie

ſie ſich zur Uebergabe, damit das hübſch gebaute Städtchen nicht zerſchoſſen werden möchte. Sie kapitulierten alſo, und erhielten freyen Abzug. Den Bürgern wurde alle Freyheit zugeſichert; und ſo beſetzten die Preußen die Feſtung Longwy in Lotharingen.

Konnte ſich denn Longwy nicht länger halten? Allerdings! Aber hier iſt der Ort noch nicht, zu unterſuchen, warum es nicht geſchah: das ſoll einmal geſchehen, wenn ich von der Uebergabe der Feſtung Verdün reden werde.

Als Longwy ſo leicht übergangen war, prophezeihte man abermal ſtark, daß ganz Frankreich binnen drey Wochen ruhig ſeyn würde. Ja wohl, binnen drey Wochen! —

Die Emigrirten hatten behauptet, daß alles in Frankreich drunter und drüber gienge, daß Hunger und Mangel aller Orten einriſſen, daß der Feldbau und andere Gewerbe darnieder lågen u. ſ. w. Alles dieſes war, wie ich fand, falſch und erlogen. Ich habe den Ackerbau nie blühender gefunden, als eben 1792 in Lothringen, Clairmontois und Champagne. Die Gärten waren auch gut beſtellt, die Viehzucht, Schåfereien u. dgl. vortreflich: kurz, man erblickte ſichtbaren Wohlſtand aller Orten, wohin man kam. Auf den Dörfern hatten die Leute ihre beſten Sachen natürlicher Weiſe auf die Seite geſchaft, und ſich entfernt; doch fanden die feindlichen Soldaten noch immer genug, ihre Plünderungsſucht zu befriedigen.

Ich hatte oft Gelegenheit, mit Landsleuten zu ſprechen, und ſie über den jetzigen Zuſtand auszufragen. Ich erhielt von allen, ohne Ausnahme, die befriedigende Antwort, daß ſeit der Revolution alles beſſer gienge, alle Dinge wohlfeiler wären, und für die Zukunft große Hoffnungen und frohe Ausſichten da wären. Das Pfund Salz, zum Beyſpiel, koſtete zur Zeit der Verpachtung und der alten Domination 5, 6 bis 7 Sous: jetzt nur 2 Sous. Ich werde bald hievon nähern Bericht ertheilen, und manchen Widerſpruch, den man etwan auch aus unſrer Erfahrung hernehmen könnte, gründlich heben.

Die Lotharinger ſind bey weitem nicht ſo fein, als die übrigen Franzoſen; jedoch ſind die Dorfleute in Lotharingen weit feiner, als die Stadtleute im Trieriſchen,

Mainziſchen, in der Pfalz und in andern deutſchen Provinzen.

Da die weiße Farbe die königliche und antipatriotiſche iſt, ſo hatten alle zurückgebliebenen Leute, zu denen wir kamen, die Vorſicht, weiße Kokarden anzuſtecken, und auf allen Dörfern, die wir paßirten, weiße Fahnen auszuhängen. Die weißen Kokarden und Fahnen ſind aber hernach bald wieder verſchwunden.

Bey Longwy ſtanden wir über acht Tage. Das Wetter war größtentheils abſcheulich: es regnete beynahe ohne Aufhören, und die Krankheit der Diarrhoe zeigte ſich hier faſt allgemein. Unſre Soldaten fiengen an, ihre Farbe zu verlieren, wurden matt, und mußten die ganze Zeit in den Zeltern liegen. Alle Munterkeit war aus der Armee verſchwunden, und täglich brachte man die Kranken haufenweiſe nach

Longwy

Longwy ins Lazareth. Dazu kam noch die Seltenheit und Theurung aller Lebensmittel. Sogar der Branntewein, dieſes erſte Element des Soldaten, ohne welches eine Armee zu nichts wird, wenn der Mangel daran lange anhält, ward rar, und ſchlug von Tag zu Tag auf. Doch war noch immer Fleiſch — zwar elendes mageres — zu haben, woran man Brodſuppen kochte. Das Waſſer in dieſer Gegend iſt ungeſund, und befördert den Durchfall zum Erſtaunen.

Ich habe in ganz Frankreich keinen Geſang, kein luſtiges Wort, keinen Spaß von unſern Kriegern gehört: ein ſicherer unfehlbarer Beweis, wie es ihnen zu Muthe war.

Unſre Gezelte ſind von dünner Leinwand gemacht: das Regenwaſſer drang aller Orten durch, und wir lagen darunter bey-

nahe wie unter freiem Himmel. An Pu-
tzen und Waſchen und ſonſtige Reinlichkeit
war gar nicht zu denken; daher fand ſich
auch ein gewiſſes Ungeziefer, dieſe große
Plage der Soldaten im Felde, ein, und
marterte ſie gewaltig: es half auch kein
Widerſtand, und ſelbſt die, welche ſonſt
noch ſo reinlich zu ſeyn pflegten, hatten
doch Ungeziefer die Fülle.

Unſre Hauptleute erfanden hier ein
Mittel, ſich Milch zum Kaffee zu ver-
ſchaffen, welche ſehr rar war. Sie ſchaf-
ten ſich nämlich Ziegen oder Geiſen an,
welche auf dem Marſch an die Packpferde
gebunden wurden, und ordentlich hinter-
her liefen. Man hatte ſie den Dorfleuten
entriſſen und führte ſie in großer Anzahl
bey der Armee. Dieſe Thiere fraßen Fou-
rage wie die Pferde, und Graß, und wur-
den

den ſehr wohl gehalten. Viele davon ſind noch da.

Der Wald, um welchen das preußiſche Lager ſtund, gehörte einer Abtey. Er wurde innerhalb zehn Tagen ſo zuſammengehauen, daß er ſich in funfzig Jahren nicht wieder erholen wird. Die Felder wurden auch weit und breit verwüſtet. Vom Waitzen und anderm Getraide wurde beim Fouragiren gewöhnlich mehr geſchnitten, als man verbrauchen konnte. Doch gieng niemand in die Dörfer, und während unſers Aufenthalts bey Longwy iſt kein Dorf förmlich ausgeplündert worden, ob es gleich an kleinern Mauſereien nicht fehlte.

Die Landleute brachten uns von ihrem ſchönen Weißbrod ins Lager, das ſie aber ſehr theuer verkauften. Ein Brod dieſer Art von einigen Pfunden koſtete einen hal-

ben

den Thaler. Dieß Weißbrod iſt anfangs lieblich zu eſſen, allein nach und nach wird man es überdrüßig. Ich habe bey Verdün hievon die Erfahrung gemacht.

Einigemal wurde aus dem Magazin, das die Patrioten in Longwy gehabt hatten, Proviant unter die Soldaten vertheilt, nämlich Branntewein, Wein, Rauchtaback, Speck, Bohnen, Erbſen, Salz u. dgl. Die Franzoſen verſehen ſich gar herrlich in ihren Feſtungen; und ihre erſte Sorge geht allemal und vorzüglich auf die Verproviantirung der Truppen. In Longwy war wenigſtens ſo viel Vorrath, daß eine Beſatzung von 1000 Mann ſich über ein Jahr hätte behaupten können. Sie waren auch ſehr gut mit Feldmunition verſehen geweſen. Dieſe Vorſorge iſt beym Militär, zumal im Kriege, durchaus nöthig: denn ſo lange der Sol-

dat

dat noch zu eſſen und zu trinken hat, hat er guten Muth, und iſt bey allen Strapatzen zufrieden und thätig; fehlt aber der Mundvorrath oder bricht man ihm an den nöthigen Lebensmitteln ab, ſo wird er misvergnügt, und iſt leicht zu beſiegen.

Verſchiedene Regimenter hatten die Erlaubniß, Kartoffeln und Möhren oder gelbe Rüben vom Felde zu holen, und für ſich zu kochen. Aber das durften nicht alle Regimenter.

Die Kavalleriſten haben es zwar in dieſer Rückſicht ſonſt beſſer, als die Infanteriſten: denn ſie kommen aller Orten hin, ſtehen unter keiner ſo ſtrengen Aufſicht, und haben daher Gelegenheit, manches von Kochſpeiſen und andern Dingen Beute zu machen: allein im jetzigen Feldzuge haben ſie eben ſo ſehr über Hunger und Noth geklagt, als die Infanteriſten.

Zur Urſache unſers langen Stehens bey Longwy gab man an, daß man auf die Ankunft der kaiſerlichen Armee wartete; Andere faſelten ſogar vom nahen Frieden! Unſere Herren Hauptleute hatten ſchon an der bisherigen kleinen Probe genug, und verwünſchten den Feldzug in Abgrund der Höllen. Ihre Bequemlichkeit fehlte: ſie mußten eben ſo das kalte naſſe Wetter empfinden, und im Koth herumpatſchen, wie die Soldaten. Der Hunger quälte ſie auch; und das rohe Kommißbrod war oft ihre einzige Speiſe. Freilich iſt das gar ein anderes Leben, als das in der Garniſon, oder auf einem Feldzug, wie vor zwey Jahren der Schleſiſche war!

Die Vorpoſten ſcharmuzirten einigemal, und einige Gefangene wurden eingebracht.

Sie-

Siebenter Brief.

Von Longwy gieng der Marſch durch den abſcheulichſten Leimen übers Queerfeld gerade nach Verdün zu. Ich freute mich, dieſe alte berühmte Stadt zu ſehen, welche zur Zeit des Hugenotten-Krieges — wie man heilig verſichert — die Ehre gehabt hat, von der heil. Jungfrau Maria gegen die Kanonen der Ketzer ſichtbarlich in Schutz genommen zu werden. Daß doch gar ein heiliges Weib ſich mit Soldaterey abgegeben haben ſoll! Wer verargt es denn einer Anſelme, den Mädchen Fernig's und andern Franzöſinnen, in neuern Zeiten! Es giebt doch nichts neues unter der Sonne. —

König Heinrich der zweyte von Frankreich, riß Verdün nebſt Metz

und

und Toul vom Reiche, da er ſich in ein Bündniß mit den Proteſtanten eingelaſſen hatte. Und was will man jetzt? — Rechtgläubig — irrgläubig: Religion, Altar und Prieſter — man denke doch, welch glänzenden Vorwand die liebe Politik von jeher aus der hierarchiſchen Kirchengrube entlehnet hat! Mein Reich, ſagte aber Chriſtus, iſt nicht von dieſer Welt; und die Departements vieler Chriſten haben ihren eignen Pabſt, trotz Luther und Rouſſeau! —

Wir machten von Longwy nach Verdün nur zwey Märſche, welche aber ſo ſtark waren, daß viele, gar viele Soldaten liegen blieben, auch einige ſogar ſturben vor Hitze und Entkräftung.

Einige Meilen von Verdün liegt die bekannte Abtey Chatillon, welche nun von ihren Caſtraten ums Himmelreich —

ge-

geleert, und weltlichen Beſitzern übergeben iſt. Ich ſprach mit einem Windmüller am Wege und erfuhr von ihm, daß die Gebäude der Abtey nebſt den dazu gehörigen Gärten von der Nation für 46,000 Livres verkauft wären, und daß der neue Beſitzer einige Gebäude davon niedergeriſſen, und die Materialien derſelben an die herumliegenden Landbewohner verkauft habe, die ſie denn benutzt hätten, Häuſer, Scheunen u. dgl. davon aufzuführen. Er ſelbſt habe vor Zeiten ſeine Mühle in Pacht gehabt; ſey aber jetzt Eigenthümer davon geworden, wie auch von einigen hübſchen Aeckern: und alles das habe er für 1600 Livres! Auf dieſe Art — ſagte ich — ſind die Güter doch zu wohlfeil verkauft worden! Warum zu wohlfeil? verſetzte der Windmüller. Die Mönche erhielten ſie vorzeiten noch wohlfeiler — auf einen

Zahlpfennig für die Ewigkeit, der in dieſem Leben nichts koſtet, auf ein — Gott wird es lohnen! Dieſe Münze hat aber heutzutage ihren Stempel verlohren, und unſere Nation bedarf einer, die reeler klingt. Wir haben Schulden, wir haben Krieg: es iſt daher nothwendig, daß die Nationalverſammlung die Pfaffengüter als ein koloriertes Fideicommiß der Nation, der ſie doch vorzeiten entriſſen ſind, nicht ganz wegſchenkt, oder wie es ſonſt ſeyn könnte, unter die Bauern vertheilt; ſondern ſich etwas weniges dafür bezahlen läßt. Auf dieſe Art iſt der Nation und den Nationalen geholfen. — Ich fand die Antwort des Windmüllers gegründet, und gieng vorwärts.

Auf allen Dörfern fanden wir neue Häuſer, neue Scheunen, welche theils ſchon fertig da ſtanden, theils noch gebaut

wur-

wurden. Ich freute mich über dieſes ſicht-
bare Zeichen des in Frankreich wieder auf-
keimenden Wohlſtandes, und ſprach des-
halb mit einem Bauer ausführlicher. Es
iſt auch einmal Zeit, ſagte dieſer, daß wir
anfangen, unſre Gebäude zu verbeſſern.
Zur Zeit der Alleinherrſchaft des Königs
(du tems du deſpotisme royal) gab es im-
mer ſo viel Erpreſſungen, daß es dem ge-
meinen Mann unmöglich wurde, an ſei-
nem Hauſe etwas zu verbeſſern, geſchweige
gar etwas Neues bauen zu laſſen. Unſer
Hof, Adel und Prieſterſtand verſchlang
alles, und uns arme Landleute ſchindete
man bis aufs Blut und den letzten Heller!
Da mußte freilich alles zerfallen, und wir
ſehen uns jetzt genöthigt, entweder neu zu
bauen, oder das Alte auszuflicken. Wohl
uns, daß wir es nur können! — Ich
machte einige Herren auf dieſen Beweis,

daß die Emigrirten von dem neuen Zuſtande Frankreichs falſche Vorſpiegelungen gemacht hätten, aufmerkſam, und ſie geſtanden, daß ich Recht hätte.

Die Wälder, deren es in Lotharingen viele und ſehr anſehnliche giebt, ſind jetzt meiſt unter die Dörfer und Städte vertheilt; es wird aber ſtreng darauf gehalten, daß die Bauern die Waldungen nicht zerhauen und zu Grunde richten. Die neue Forſtordnung für Lotharingen iſt ein Meiſterſtück einer guten Land-Oekonomie: ſie enthält nichts von frohndienſtlichen Holztagen und andern herrſchaftlichen Bedrückungen, die in einigen Gegenden Deutſchlands den geplagten Landmann zu Grunde richten. Die Lotharingiſchen Bauern gehen im Jahre einmal 14 Tage nach einander ins Holz, wo ſie unter der Aufſicht eines erfahrnen Förſters ſo viel

Holz fällen, ſpalten und häufen, als für ihren Diſtrikt nöthig iſt. Dieſe Haufen werden endlich, wenn ſie ausgetrocknet ſind, unter die Bauern und Bürger vertheilt, und nachher darf niemand mehr Holz holen. Aus den Wäldern ſelbſt wird dann auch kein Holz weiter verkauft: wer einiges haben will, muß es bey einem ſuchen, der von ſeinem Antheil etwas entbehren kann. Für Anpflanzung und Reinigung des Holzes wird auch gemeinſchaftlich und unter Aufſicht geſorgt.

Schon vier Stunden von Verdün hörten wir ſtark kanoniren. Es war die Verdüner Beſatzung ſelbſt, welche herausſchoß, ſobald ſie die Armee der Emigrirten bemerkt hatte. Dieſe hatte ſich links der Stadt hingezogen. Es war kein anhaltendes und regelmäßiges Feuer, und hörte bald auf.

Wir ſchlugen unſer Lager eine halbe Stunde von Verdün auf, dieſſeits einer Anhöhe, ſo daß wir die Stadt ſelbſt nicht ſehen konnten.

Am folgenden Tag ließ der Herzog die Feſtung zur Uibergabe auffordern: aber dieſe wurde abgeſchlagen, und der Kommandant ließ ſagen: daß er eher umkommen, als die Stadt übergeben würde. Er hat auch Wort gehalten.

Verdün iſt, als Feſtung betrachtet, nicht weit her. Die Werker ſind altfränkiſch. Die Cidatelle liegt zwar hoch, doch kann man von einem nahen Weinberge Stadt und Cidatelle in Grund ſchieſſen, ohne daß die Beſatzung den Batterien der Belagerer viel ſchaden könnte. Das wiſſen die Franzoſen ſelbſt: denn man hat ſeit 200 Jahren wenig für die Verbeſſerung der Verdüner Feſtungswerker gethan. Man

ſahe

ſahe ein, daß es leicht wäre, ſie einzunehmen, wenn es dem Feinde gelänge, nur bis dahin erſt vorzudringen. Deßwegen legte man auch die beyden zwar kleinen, aber guten Forts an, Longwy und Thionville, welche Verdün an Feſtigkeit und Haltbarkeit weit übertreffen.

Der Herzog von Braunſchweig, nachdem er ſahe, daß er ohne Feuer Verdün nicht erobern würde, ließ Batterien aufwerfen, Geſchütz anfahren, und in der Nacht vom 30. September mit Beſchießen den Anfang machen. Einige Granaten fielen in die Stadt, und zündeten in einigen Häuſern. Der menſchenfreundliche Fürſt, welcher keinesweges eine Stadt, wie Verdün, zu Grunde richten wollte, ließ von Zeit zu Zeit mit dem Feuern einhalten, um den Belagerten Zeit zu laſſen, ihre Maaßregeln zur Uibergabe zu ergrei-

ſen. Man ſchickte hin und her; bis endlich die Bürgerſchaft, oder vielmehr das Conſeil executiv, den Kommandanten auffoderte, die Stadt zu übergeben.

Man muß bemerken, daß dieß Conſeil von der Nationalverſammlung dazu angeſetzet war, daß es die Verrätherenen der Kommandanten in den Feſtungen verhindern ſollte. Da es aber größtentheils aus Municipalen beſteht, die in den Feſtungen ſelbſt angeſeſſen ſind, und folglich bey einer hartnäckigen Belagerung mehr zu verlieren haben, als der National-Kommandant; ſo ziehen ſie das Wohl ihrer Stadt dem Wohl ihrer Nation vor, und nöthigen die Kommandanten zur Uebergabe. So iſt es in Longwy gegangen, ſo auch in Verdün. Billig ſollte daher dieß Conſeil, wenigſtens mehr als zur Hälfte, aus National-Deputirten anderer Städte beſtehen,

ſtehen, oder alle Kommandanten müßten ein — Wimpfen ſeyn.

Alſo dieß Verdüner Conſeil executiv hatte den Kommandanten aufgefodert, die Stadt zu übergeben. Es hatte unverholen geäußert: ſie hätten keine Luſt, bey geſundem Leibe umzukommen, oder endlich gar zu verhungern, und wären durchaus nicht geſonnen, ihre Stadt nebſt Haabe und Gut durchs feindliche Feuer verwüſten zu laſſen.

Der Kommandant, ein Mann voll wahren Muths und des edelſten Patriotismus, verehrte den Poſten, den er bekleidete, und wollte ihn nicht anders, als mit dem Leben aufgeben. Es ſchien ihm zu ſchändlich, eine Stadt in den Händen der Feinde ſehen zu ſollen, welche ihm von der Nation zur Vertheidigung anvertraut war. Mit männlichem Unwillen ſoll er alſo über die

Feigheit der Einwohner gezürnt haben, noch mehr aber über die kriechende Ergebenheit des Verdüner Raths, und endlich nach langem Widerſtande in die Worte ausgebrochen ſeyn: „Nun gut, meine „Herren, ich habe geſchworen, mich nur „todt zu ergeben: überlebt Eure Schande, „und eure Unehre, weil ihr es könnt! „Was mich betrift, ich bleibe meinem Eide „getreu, und hier iſt mein letztes Wort: „— ich ſterbe frey!„ und damit erſchoß er ſich durch ein Piſtol.

Es läßt ſich denken, daß dieſe große, ächtrepublikaniſche Handlung bei den feigen Memmen des Conſeils betäubendes Stutzen hervorbrachte: aber was halfs? Die Ueberleger waren kleine furchtſame Seelen, und fanden nach engbrüſtiger Berathſchlagung für gut, einem elenden Menſchen, Namens Nyont, die Komman-

dan-

dantenſtelle anzuvertrauen, und ſich — zu ergeben.

Man hat über dieſen Schritt des Kommandanten verſchiedentlich geurtheilt. Viele verdammten ihn als einen Feigherzigen. Dieſes Urtheil mißfiel mir äußerſt: ich ſehe nämlich bey einem Selbſtmorde von der Art nichts weniger, als Feigherzigkeit. Andre hingegen lobten den Mann, als einen zweyten Cato: und dieſen ſtimmte ich von ganzem Herzen bey. Ich habe mich hernach in Verdün nach dem Karakter dieſes Helden erkundigt, und lauter Gutes von ihm eingezogen. Er war einer der größten Verfechter der republikaniſchen Freiheit Frankreichs. Er hieß Beaurepaire.

Es hat mich gefreut, daß man ihn, wie ich höre, auf dem Nationaltheater zu Paris apotheoſirt hat. Auch ſoll man ihm

zu

zu Ehren auf dem dortigen Theater du Palais ein Schauſpiel aufführen unter der Benennung: Der Tod des Beaurepair's. So patriotiſch lohnen die Neufranken: und ſo was lockt weit mächtiger, als alle Ordensbänder und Kreuzer!

Die verrathene Garniſon hatte alſo kapitulirt: und man hatte ihr freien Abzug geſtattet. Sie zog denn ab, mit klingendem Spiel, und die Preußen rückten ein.

Oben auf der Cidatelle iſt ein großer Platz, den man ſeit der Revolution den Freiheits-Platz (place de la Liverté) nannte. Auf dieſem Platz ſtand der Freiheitsbaum, eine große Stange, auf welcher eine blechne Freiheitsmütze, mit Freiheitsfarben bemahlt, befeſtigt war. Die Preußen riſſen die Mütze herab, zerſchlugen ſie, und legten ſie auf ein dazu errichtetes Pflugrad. Es währt aber alles

nur

nur eine Zeitlang! Denn nach unſerm Abzuge wurde die Freiheitsmütze wieder errichtet.

Die Verdüner Poſamentirer hatten nach unſerm Einzuge Tag und Nacht an weiſſen Kokarden zu arbeiten: denn von nun an trug alles weiße Kokarden: Bürger, Bauer, vornehme Leute, Pfaffen, ſogar Kuttenpfaffen oder Mönche: alles trug weiße Kokarden. Dieſe ſind aber hernach bald wieder verſchwunden, und mit Nationalkokarden vertauſcht worden. Eben ſo wurde auch die weiße Fahne, welche auf einem der Domthürme wehete, wieder herabgeworfen, nachdem die Preußen aus hoher Noth für gut fanden, ſich kleinlich zurück zu ziehen.

Ein Bataillon vom Regimente des Herzogs und eins vom von Schönfeld beſetz-

te Verdün, wechſelten aber hernach mit andern ab.

Hier wurde ordentlich fouragirt für die Leute im Lager, indem die Soldaten die Kartoffeln, Bohnen und Möhren weit und breit zuſammen ſchleppten. Die Kartoffeln waren noch nicht völlig reif; die Burſche fraßen ſie aber übermäßig hinein, und der Durchfall ward jezt allgemein. Viele mußten von hier aus dem Lager nach dem Lazarethe zu Longwy gebracht werden! Kaum waren halbe Kompagnien noch im Stande, Dienſte zu thun: die andern befanden ſich entweder im Lazareth, oder lagen doch ſo matt und krank in den Zeltern, daß ſie zum Dienſte unbrauchbar waren. Die Burſche ſuchten ſich zwar mit Pfeffer, Galgant und andern Mitteln zu helfen; aber das alles war doch unzulänglich. Sogar vor

der

der Fronte floß der dünne nicht ſelten blu- ſige Unflat ſo, daß es niemand ohne Ekel und Abſcheu ſehen konnte. Einer von den emigrirten Officieren ritt einmal vorbey, und beſchwerte ſich gar ſehr über dieſe Ausleerungen der Soldaten vor der Fronte, das mache mal au Coeur, meynte er. — Das ſind militairiſche Accidenzien, erwiederte ihm ein preußiſcher Lieutenant, der ihn begleitete: wer ſo was nicht ſehen und riechen kann, muß bey der Mama bleiben! Der delikate Franzmann ſchwieg, und ritt weiter.

Verdün iſt eine mittelmäßig große Stadt, mit ſchönen Gebäuden. Vorzüglich zeichnet ſich der Pallaſt des Biſchofs aus, welcher ein vortrefliches Gebäude iſt. Die Domkirche iſt eine der ſchönſten Kirchen, die ich je geſehen habe: auch iſt

die Benediktinerkirche auf der Citadelle ein zwar altes aber anſehnliches Gebäude.

Die Bürger der Stadt ſind artige feine Leute, ſprechen ſehr gut franzöſiſch, weit beſſer als die in Longwy. Beſonders giebt es hier ſehr ſchöne Frauenzimmer, meiſt ſchwarz an Haar und Augen; aber an Haut weiß wie Schnee, und ſanftweich, wie Atlaß. Ziererey iſt nicht ihre Sache, aber auch fade Koketterie nicht. Ihr Betragen iſt offen, jedoch mit Beobachtung des Wohlſtandes. Ein erhitzter Romanenheld würde hier ſeine Rechnung bey den wenigſten finden. Auch Mädchen von der Volksklaſſe halten auf eine gewiſſe Art von Delikateſſe. Rohe Wüſtlinge mußten hier gröſtentheils Verzicht auf Eroberungen thun; und verfeinerte Wollüſtlinge mußten ſich hüten, ihren Triel oder ihre Zuneigung in

zu unanſtändigen Worten oder Geberden zu äußern.

Uebrigens lobe ich es an den Franzoſen, daß ſie ihren Weibern und Töchtern allen Umgang mit dem männlichen Geſchlecht geſtatten. Sie ſind in dieſem Stück gar nicht eiferſüchtig, und werden daher auch weniger wie mich dünkt, überliſtet, als die Arguſſe, welche aller Orten den Hüter und Wächter ihrer Weiber und Töchter ſpielen wollen. Fort mit den Arguſſen! Sie machen aufmerkſam, und reizen zu dem, was ſie verhüten wollen.

Das Embraſſiren oder Küſſen iſt bey den Franzoſen ſehr Mode, und als Landesſitte eine Handlung, worauf keine Seele Rückſicht nimmt. Wer gern küßt, muß nach Frankreich gehen, und er wird ſich laben können.

Im Handel und Wandel ſehen die Franzoſen ſehr auf Ehre. Man mag das, was man kaufen will, kennen oder nicht, man erhält etwas Gutes. Sie machen ſogar ſelbſt auf das Beſſere merken, Ausnahmen giebt es aber auch hier, wie überall.

Aufgeweckter und heller ſind die Franzoſen im Durchſchnitt mehr, als die Deutſchen. Ihr Temperament und ihr ehemaliger Druck hat ſie raffiniren gelehrt. Sie ſind jetzt um ſo eifrigere Republikaner, je läſtiger ihnen vorhin die Monarchie geworden iſt.

Damit man ſehe, wie ein heller Franzoſe ſeine Freyheit mit Gründen vertheidige, ſo will ich eins meiner Geſpräche darüber mit einem Verdüner Klempner herſetzen. Er hieß Mr. Pierrot, und wohnt auf den petits eſcaliers.

Ich

Ich. Sie geſtehen mir alſo ein, daß Obrigkeiten nöthig ſind, und daß der Staat ohne ſie nicht beſtehen kann!

Pierrot. Allerdings! aber nur keine Despoten d. i. keine ſolche, deren Willen auch Geſetz für die Untergebenen iſt. Die Obrigkeit iſt bloß Handhaberin der allgemeinen Geſetze, um ſie auf die beſondern Fälle anzuwenden.

Ich. Aber es ſteht ja der Obrigkeit zu, Geſetze zu geben!

Pierrot. Wo ſteht das geſchrieben? Die Obrigkeit darf keine Geſetze geben: das gehört für die Nation, oder vielmehr für den aufgeklärtern Theil derſelben, wozu freilich auch die Obrigkeit gehören muß. Geſetze ſind wie die Arzeney. Die Nation ſelbſt kennt ihre Wunden, ihren Druck, ihre Bedürfniſſe gewiß beſſer, als die Herren Könige mit allen ihren Miniſtern.

Dieſe Herren haben von Jugend auf gröſs- tentheils alle etwas anders zu thun, als ſich um die Kenntniß des menſchlichen und bürgerlichen Elends, und um die Mittel, es zu heben oder zu lindern, viel zu bekümmern. Wie ſollten ſie alſo im Stande ſeyn, angemeſſene Mittel dawider durch Geſetze anzugeben? Vorſchläge zu Geſetzen kann die Obrigkeit allenfalls machen, aber durchaus keine Geſetze ſelbſt.

Ich. Sie verwerfen alſo alle ſouveräne Gewalt?

Pierrot. Allerdings! Souveräne Gewalt ſtreitet mit der natürlichen Freiheit des Menſchen, iſt daher der Natur des Menſchen zuwider, und kann von einem aufgeklärten Volk nicht geduldet werden.

Ich. Sie behaupten viel!

Pierrot. Aber nicht zu viel! Kennen Sie den Eſſai ſur les Priviléges vom Abbe' Syèyès?

Syèyès? oder das Buch des droits et devoirs des Citoyens par l'Abbé de Mably? oder den Eſſai de catéchisme national?

Ich. Nein!

Pierrot. Ich kann Ihnen damit dienen: und Sie werden finden, daß ich recht habe. Souveräne Gewalt iſt ein Staat im Staate, ſchränkt die allgemeine Selbſtthätigkeit und Freyheit ein, macht uns zu Maſchinen, befördert das Wohl einiger Einzelnen auf Koſten aller übrigen, und ſteht der Beſtimmung des menſchlichen Geſchlechts, oder deſſen größtmöglicher Vervollkommung, von allen Seiten entgegen. — Leſen Sie die erwähnten Schriften, und ich bin gewiß, Sie ſind meiner Meynung.

Ich. Es ſagt aber die Bibel: „Jederman ſey unterthan der Obrigkeit die Gewalt über ihn hat!„ Nun denken Sie,

welche Deſpoten die Kaiſer zu der damaligen Zeit waren: und dennoch will Paulus, daß man Ihnen unterthan ſeyn ſolle!

Pierrot. Mit der Bibel bleiben Sie immer weg! das Buch iſt nicht mehr für uns. Man hat es lange genug benützt, um den Deſpotismus und alles, was die politiſche und religiöſe Schwärmerei begünſtiget, auf dieſe oder jene Art daraus zu erzwingen, oder zu bekräftigen. Ueberdieß weiß man, was Paulus bezielte. Man ſchalt damals die Chriſten, als Leute, welche der Obrigkeit nicht gehorchen wollten: und um dieſen Verdacht und deſſen Folgen abzulehnen, ſetzt Paulus in ein öffentliches Sendſchreiben an die Römer, daß jederman der Obrigkeit unterthan ſeyn ſollte. Wir wiſſen aber, daß nach der geheimern Anweiſung, die den Chriſten gegeben wurde, das Gegentheil ſtatt fand.

Pau-

Paulus wollte nur, man ſolle ſich in die Zeit ſchicken. Zudem war Paulus ein Emanationiſt, der Alles, was iſt, von Gott herleitet.

Ich. Aber nach dem Naturrecht, nach dem Recht des Stärkern, iſt die ſouveräne Gewalt allerdings gegründet!

Pierrot. Das Recht des Stärkern, Freund, iſt das Recht der Tiger: und was iſt ſtärker, das Ganze oder ein Theil: die Nation oder deren Aufſeher? Doch laſſen Sie hören!

Ich. Wenn ein Volk bezwungen wird, ſo hat der Sieger Macht, alle die, welche zum Volke gehören, zu ermorden, oder ihnen nach ſeinem Gefallen Geſetze vorzuſchreiben. Denn nach dem Kriegsrecht – –

Pierrot. Ja, nach dem Kriegsrecht! Was iſt das für ein abſcheuliches Recht, das Kriegsrecht! Doch ich will es gelten

laſſen! Und dann betrift es doch bloß diejenigen, welche wirklich gegen den Sieger gekriegt haben; aber nicht wehrloſe Leute, nicht Weiber, und am wenigſten die Nachkommen. Wenn das Kriegsrecht weiter ausgedehnt wird, ſo bleibt es nicht mehr Recht: es wird offenbare Gewaltthätigkeit und Tyranney. Vielleicht konnte Heinrich II. hier in Verdün nach dem Kriegsrecht verfahren; darf das aber auch Ludwig XVI? Und doch zeigt die Geſchichte, daß die Verdüner unter Heinrich II. beſſer ſind behandelt worden, als unter Ludwig XVI.

Ich. Wenn aber ein Volk ſelbſt auf ſeine Freiheit Verzicht thut, und einem andern ſein Recht überträgt, ſo wird dieſer Souverän, und er kann nach Willkühr die Freiheit ſeiner Unterthanen einſchränken.

Pier-

Pierrot. Nach Willkühr? Sie ſagen wohl mehr, als Sie ſagen wollen! Doch näher! Wenn ein Volk einem das Recht giebt, über ſich zu diſponiren, ſo muß genau beſtimmt werden, wie weit dieſe Diſpoſition gehen ſoll und kann — ohne höhern und unveräußerbaren Rechten der Menſchen und der Bürger Eintrag zu thun. Sonſt iſt keine Ceſſion des Rechts möglich; ja ſelbſt nach denen von den Deſpoten gegebenen geſchriebenen Geſetzen iſt eine Ceſſion ohne genaue Beſtimmung der Grenzen an ſich ſchon null und nichtig. Uebrigens zeigt die Geſchichte, daß ſolche Ceſſionen niemals förmlich geſchehen ſind, und daß die Deſpoten ihr Oberrecht bloß der Gewalt und andern unwürdigen Wegen zu danken gehabt haben, und noch haben.

Ich. Wen nennen Sie einen Deſpoten?

Pierrot. Jeden Regenten, der den natürlichen Geſetzen zuwider ſein Land und Volk mißhandelt, wie unſre letztern Ludwige gethan haben.

Ich. Ludwig XVI. iſt doch nicht ſowohl Schuld, als ſeine Diener, welche unter ſeiner Regierung, wegen der großen Schwäche ſeines Herzens und Kopfes, allerhand Bubereien verübt haben!

Pierrot. Deſto ſchlimmer, lieber Mann! Wenn ein ſchwacher Herr Regent iſt, ſo erzeugen ſich allerhand kleine Tyrannen unter ihm, die das Volk ausſaugen, wie die Blutigel. Wir habens unter zweyen Königen empfunden. Dank ſey es der Vorſehung, daß das Joch endlich einmal zertrümmert iſt.

Ich. Wie aber, wenn das Joch wieder von neuem dem Nacken der Franzoſen aufgelegt würde? —

Pierrot. Die Macht von ganz Europa miteinander vereinigt, bringt Frankenland (la terre des Francs) wohl nie wieder unter die alte Sklaverey, und Ihr König auch nicht. Es ſchmerzt mich, daß ein guter König, wie der Ihrige iſt, den unſeligen Verſuch mitmacht, aus unſerm nunmehr freien Volke wieder Sklaven zu machen. Es iſt eher möglich, daß Friedrich Wilhelm König der Franken werde, als daß er Ludwig XVI. wieder zu ſeinem Deſpotismus aufhelfe.

So ſprach ich oft mit meinem Mr. Pierrot, und ſahe mit Verwunderung, daß der franzöſiſche Bürger nicht bloß aus Leichtſinn, ſondern aus tief durchdachten Gründen ſeine Freiheit verfechtet. Pierrots von dieſer Art habe ich aber mehr als Tauſende gefunden.

„Was

„Was Kleinigkeiten vermögen, — ſagte er zu einer andern Zeit, als wir von den nähern und entferntern Urſachen der Revolution ſprachen — wiſſen wir. Oft hat ein Spottgedicht, ein ſchiefes Wort einer Hofdame, eines Miniſters — wichtige Folgen gehabt. Man denke an die Folgen des Benehmens der Herzogin von Marlborough gegen ihre Königin Anna, an — Mad. de Pompadour — an Voltaire und andere. Was Spottgedichte bey uns in Frankreich wirkten, zeigen die Mémoires du Comte de Maurepas.*) Dort ſtehen ſie, ich kann ſie Ihnen mittheilen. Es iſt merkwürdig, was hier über ein ſogenanntes Regiment de la

Ca-

*) Paris bey Buiſſon, 1792. IV. Bändchen. Dritte Auflage.

Calotte im dritten Bändchen vorkömmt. Eine Geſellſchaft, deren Oberhaupt Hr. Aimon, Porte-manteau de Louis XVI. war, ein alter Mann, deſſen Charakter und Einſicht Achtung einflößte, maßte ſich eine Art von cenſoriſchem Anſehn an, machte Epigrammen, Gedichte, witzige Einfälle aller Art über die Vorfälle des Tages, und ward am Ende durch den Einfluß, den die Chanſons immer in Paris und Verſailles gehabt haben, auch in politiſcher Rückſicht furchtbar. Maurepas ſelbſt war eins ihrer thätigſten Mitglieder. Dieſe Gedichte gefielen, ſie erregten allgemeine Aufmerkſamkeit auf die, die ſie betrafen, auf Hofleute und Staatsverwaltung. Man fand ſie wahr, ward ungehalten über dieſe wie jene, und tadelte beyde ohne Scheu. Hierdurch entſtand eine öffentliche Stimme des Volks. Die

Regie-

Regierung verachtete ſie, ſtolz auf ihre Truppen, oder vielmehr es fehlte ihr an Einſicht und Mitteln, dieſe Stimme des Publikums zu leiten, ſie umzuſtimmen, und ihr einen minder ſchädlichen, minder aufbrauſenden Gang zu geben. Sie ſchwankte daher beſtändig zwiſchen über-müthiger Verachtung alles Widerſtandes und furchtſamer übertriebener Nachgie-bigkeit gegen das Urtheil der Mäßigen und Witzlinge. Dieſes hat für jene Zeit einen ſehr großen Einfluß auf die Vorbe-reitung der jetzigen Revolution gehabt. Die Pompadour machte dieſe cenſori-ſche Stimme zwar etwas ſchüchterner; aber nur für eine Zeitlang. Sie erhob ſich endlich mächtiger, wie alles, was durch Widerſtand gewinnt. Das geſchah zu jener Zeit: in neuern Zeiten wirkte die Halsbandsgeſchichte. Als Talleyrand-

Peri-

Perigord, ehemaliger Biſchof von Autun, hörte, daß die Königin ſie der Geſellſchaft Vaudreuil und Polignac mitgetheilt hatte, ſagte er gleich den andern Tag dem Champfort voraus: „Geben Sie acht, dieſe elende Geſchichte zieht den Umſturz des Reichs nach ſich.„ Die Prophezeihung iſt eingetroffen. Man ſprach laut über Schulden, Banquerout, Sitten des Hofes, der Königinn, der Prinzen, und gieng von da über zu — der Verwaltung des Staats und der Staatseinkünfte. Was alles dieß nach ſich gezogen habe, wiſſen wir als Anfang weit wichtigerer Ereigniſſe für die Zukunft. So viel vermag ein Minimum! Die Großen achten dergleichen wenig, rechnen auf ſtehende Armeen, und ſtrafen lieber, als daß ſie ſich beſſern ſollten. Sie bleiben daher im alten Gleiſe. Dieß fällt auf,

man

man tadelt ſie laut und allgemein, und man wird dieſes ſo lange treiben, als ſie jenes treiben: denn das eine iſt das Echo vom andern. Sündiget nicht, heißt es, dann predige ich nicht!„ —

Achter Brief.

Auf der Cidatelle zu Verdün ſteht eine berühmte Benediktiner-Abtey. Sie hat vortrefliche Gebäude und Gärten, und, wie geſagt iſt, eine magnifike Kirche. Als die Revolution anfieng, wurde dieſe Abtey eingezogen, und die Mönche fortgejagt, weil ſie der Nation den Eid weigerten, und mit der ausgeſetzten Penſion nicht zufrieden ſeyn wollten. Der patriotiſche Pöbel hat bey dieſer Gelegenheit allerhand Exceſſe begangen, wie es bey ſolchen Vorfäl-

fällen gemeiniglich geſchieht. In der Kirche wurden die ſchönen Bilder von Marmor zerſchmiſſen, die herrliche Orgel verdorben, und überall übel gewirthſchaftet. Die Zellen und Vorrathskammern wurden ausgeleert, und was damals die Patrioten übrig ließen, nahmen hernach die Preuſſen. Das Kloſter ſieht jetzt aus, wie eine Spelunke. Unſer König erlaubte zwar den Mönchen zurück zukehren, und den Beſitz ihrer Güter und ihres Kloſters wieder anzutreten: allein dieſe ausgeflogenen Vogel mußten wohl merken, daß die Preuſſen ſie auf die Dauer nicht würden ſchützen können, und daß dann das letztere ärger werden möchte, als das erſtere, und blieben, wo ſie waren.

Die übrigen Klöſter zu Verdün ſind gleichfalls leer. Ueberhaupt ſind dieſe Raupenneſter jetzt für ganz Frankreich zerſtöhrt.

Bey dem Anfange der Revolution weigerte ſich der damalige Biſchof zu Verdün, den Eid, den ihm die Nation vorlegte, zu ſchwören. Man erſuchte ihn zu verſchiedenen malen, ſich als einen Unterthan der Nation zu bekennen, und ihr ſeine Treue durch einen Eid zuzuſichern; er blieb aber, wie viele andre Biſchöfe, bey ſeinem alten Sauerteig, und ſchwur nicht. Die Nation erklärte daher den Biſchöflichen Sitz zu Verdün für vakant, und unterſagte dem Biſchof jede biſchöfliche Verrichtung. Der gute Herr beharrete aber, nach Prieſter-Art auf ſeinem Sinn: die herrliche Domkirche blieb alſo über ein Jahr verſchloſſen, bis endlich die Nation ſeines Zauderns müde, einen Bereitwilligern an ſeiner Stelle aufrief, den die Stiftsherren auch ohne alle Widerrede annahmen. Der neue Biſchof verlohr aber viel von den

Ein-

Einkünften des Biſthums, und behielt nur ſo viel, als er nöthig hat, um ſtandesmäßig zu leben, nämlich 24,000 Livres, welches allemal für einen Pfaffen genug iſt, und mehr als Chriſtus, Peter oder Paul je gehabt haben.

Der Erzbiſchof zu Trier, von dem das Verdüner Biſthum in ſpiritualibus und eccleſiaſticis, wie die Katholiken ſagen, ſonſt abhieng, beſchwerte ſich über dieſe Procedur, und foderte Rechenſchaft; allein man erklärte ſchlichtweg: daß ein franzöſiſcher Biſchof keineswegs von einem deutſchen Erzbiſchofe abhienge: die Nation erkenne ohnehin, wie das Evangelium und die erſte Kirche, keine Erzbiſchöfe und vor allen keine ausländiſche. Doch zeigte man ſich endlich bereit, dieſe Pfaffenſache in der Güte beyzulegen, und die vorgegebenen Eingriffe in die Rechte Anderer zu

erſetzen. Man begünſtigte aber die Emigrirten, zog in den Niederlanden Truppen zuſammen, achtete der Anfrage und der Proteſtation der Neufranken darüber nicht; und ſo kam es zur Gegenwehr.

Die franzöſiſchen Biſchöfe ſtehen allein unter der Nation und den vaterländiſchen Geſetzen: der Pabſt hat ihnen nichts mehr zu befehlen: auch giebt es keine Erzbiſchöfe, Kardinäle, Synoden u. dgl. mehr. Das Wort Eccleſia gallicana, Sanctio Pragmatica hat keine Bedeutung weiter, als eine hiſtoriſche. Kurz die allerchriſtlichſte Nation iſt jetzt die allerphiloſophiſchte geworden, und iſt mit Rieſenſchritten dahin geſprungen, wohin Luther und Joſeph es noch nicht wagen durften. Aber alles kömmt mit der Zeit! Jetzt darf jeder glauben, was er will: und wenn er dafür hält, daß ihm zu ſeiner Seligkeit ein Pfaffe

oder ein Glaubenstrompeter nöthig ſey, ſo darf er ſich ſo einen halten, und ſich von ihm ſo oft taufen, abſolviren, benachtmahlen und beöhlen laſſen, als es ſeine kirchliche Engbrüſtigkeit für gut findet. Er darf ſich auch Kirchen bauen oder miethen, um ſeine Komödie öffentlich zu ſpielen, und Andere Theil daran nehmen zu laſſen. Das alles iſt jetzt erlaubt in Frankreich; aber bis jetzt bauen die Hugenotten — nach dem Sprichwort: Je mehr Freiheit, deſto weniger Anhänglichkeit — noch keine Kirchen, es müßte denn zu Toulouſe ſeyn, wo man 22,000 Thaler dazu zuſammengeſchoſſen hat.

Die hellern Franzoſen ſind ſogenannte Freigeiſter, und gehen nicht mehr zur Meſſe. Roſenkränze, Skapuliere, Gotteslämmchen u. dgl. ſieht man gar nicht mehr. Die ſonſt an öffentlichen Straßen

geſtandne Cruzifixe, Bilder, Heiligenhäuschen und Fratzen ſind weggeſchmiſſen; und in dieſer Rückſicht merkt man gar nicht, daß man in einem katholiſchen Lande iſt.

Ich war bey einem Buchbinder, wo ich eine große Menge Gebetbücher ſahe. Der Buchbinder verſicherte mich aber, daß das jetzt ungangbare Waare ſey. Seit der Revolution ſuche und leſe man bloß philoſophiſche Schriften, vorzüglich die von Montesquieu, Voltaire, Raynal, Rouſſeau, nebſt den pieces du tems. Von Voltaire's beſten Werken ſah ich hier eine neue ſchöne Pariſer Ausgabe. -- Wie es wohl kommen mag, daß ein gedrucktes Volk gern betet, ein freies aber gleich die Gebetbücher wegſchmeißt, und nach philoſophiſchen Schriften greift! Doch Noth lehrt beten, und Schadloshaltung

iſt überall willkommen! Wenn die Erde nicht will, ſo muß der Himmel, und umgekehrt. So kroch Carl V. in ein Kloſter, und Luther — zu ſeiner Käthe. In der beßten Puppenwelt geht es einmal nicht anders!

Man wird einſehen, daß man den Neufranken zu viel thut, wenn man ſie noch katholiſche Chriſten nennt, wenigſtens in dem Sinn des römiſchen Hofes: ſie haben ja einige Grundlehren des Pabſtthums ipſo facto zernichtet, z. B. die von der Kirche und deren Gütern, vom Pabſt und deſſen Anſehn, von den Biſchöfen und deren Rechten, von den Sakramenten und mehr dergleichen. Es iſt daher nach dem Syſtem der Bellarminiſten auch gewiß, daß die Neufranken Schismatiker, ja Ketzer ſind, daß ſie keine wahre Prieſter mehr haben, indem viele derſelben

nicht von rechtmäßigen Biſchöfen geweiht ſind, daß folglich ihre Meſſen Abgötterey, ihre Sakramentenbehandlung gotteslſchänderiſch, ſie alſo vom Erbtheil Gottes und der Kirche ausgeſchloſſen, und Summa Summarum — Kinder der Finſterniß und des ewigen Verderbens ſind. Und doch kümmern ſich die Herren Neufranken um alles das ſehr wenig, und fühlen ſich bey ihrem jetzigen Glauben ſo ſelig, als der Berliner Hermes bey ſeinem. So relativ wirkt der Glaube!

Bey dem allen aber bleibt in Frankreich die ſogenannte katholiſche Religion noch die herrſchende, ohne aber durch Symbole beſtimmt zu ſeyn: und folglich befinden in dieſer Rückſicht die Neufranken ſich weit beſſer, als wir Proteſtanten in Deutſchland, welche ſymboliſche Bücher, Augsburgiſche Confeſſion u. dgl. haben.

Die

Die Zeit muß es lehren, ob und welche kirchliche Lehrform man in Frankreich noch einführen werde. Ich halte dafür, daß die franzöſiſche Revolution der heiligen chriſtlichen Kirche, oder der Hierarchie — denn das iſt doch im Grunde eins! — eben ſo das cultellum praeputii an die Kehle ſetzen wird, wie ſie es bereits der Monarchie daran geſetzt hat.

Den neuern franzöſiſchen Biſchöfen muß man es aber laſſen, daß ſie ſehr ehrwürdige, thätige Männer ſind, unermüdet in dem Beſtreben, den Nothleidenden beizuſtehen, das Volk und die Jugend in den weſentlichen Stücken der menſchlichen und bürgerlichen Glückſeligkeit zu unterrichten, Aberglauben, Vorurtheile und Menſchenſchinderey zu beſtreiten, und dabey das im Wandel ſelbſt zu ſeyn, was ſie lehren, daß man es ſeyn ſolle. Himmel, welch

ein Unterſchied zwiſchen der Lehr- und Lebensart dieſer und der vorigen Biſchöfe in Frankreich! — Abſichtlich habe ich mich nach den Sitten der Letztern zu Verdün, Chalons und anderwärts erkundiget; aber gar wenig Erbauliches erfahren. Sie lebten wie die großen Kinder der franzöſiſchen Welt, beobachteten den Buchſtaben des trientiſchen Katechismus, und für das Uibrige hatten ſie Vicarien und die Beichte. Sie waren größtentheils nichts weniger, als Muſter ihrer Heerde, und ihr aſotiſches Leben beſchimpfte ihren Stand.

Die konſtitutioniſtiſchen Biſchöffe hingegen ſind Männer von muſterhafter Rechtſchaffenheit, die ſich bemühen, ihrem Berufe auf alle Art Genüge zu leiſten. Ich habe einige Mandemens und Paſtorales oder Hirtenbriefe dieſer neuen Biſchöffe geleſen, welche mich ſehr ergötzt

und

und erbauet haben. Das Mandement des Herrn Biſchofs von Verdün über den Unterricht der Kinder, iſt unvergleichlich. Er meynt, man müſſe den Religionsunterricht blos auf die Moral zurückführen, die Bibel als ein höchſt unverſtändiges Buch, in den Schulen nicht leſen, ſtatt der bibliſchen Geſchichten, die leicht mißverſtanden und ärgerlich gemißbraucht werden könnten, angemeßnere aus der vaterländiſchen Geſchichte vortragen. Gute Künſte, Leſen, Schreiben, Rechnen, u. dgl. wären für die Jugend nöthiger, als die Lehren der Dogmatik. Man ſollte ſich hüten, die zehen Gebote zum Grunde der Moral zu legen. Es wäre überall ſchädlich, jüdiſche und einſeitige Religionsbegriffe der Jugend oder dem Volke beyzubringen. — Die Kinder ſollten fleißig vor dem Aberglauben gehütet, hingegen mit Vaterlands-

liebe

liebe und Abſcheu gegen Deſpotismus erfüllt werden. Die Arbeitſamkeit ſey die Seele eines guten Staats: die Kinder müßten daher nicht täglich 6 oder 8 Stunden in der Schule am Buche ſitzen, ſondern mitunter fleißig in allerhand Arbeiten geübt werden, beſonders im Acker- und Gartenbau. Die Schullehrer müßten einſichtige und rechtſchaffene Männer ſeyn, und gut beſoldet werden u. ſ. w. Kurz alle Vorſchriften dieſes Mandements ſind vortreflich, und zeugen von den hellen Einſichten und den edlen Geſinnungen des Hn. Biſchofs. Es ärgert mich, daß katholiſche Biſchöfe beſſer denken und lehren, als manche proteſtantiſche Bonzen, wenn ſie gleich königliche Oberconſiſtorialräthe, und ſo orthodox ſind, als Hollaz es vielleicht nie geweſen ſeyn mag.

Ich muß hier den Artikel vom Geld-Tarif nachholen, der vom Grafen von Schulenburg für uns in Frankreich gemacht wurde. Wir hatten blos preußiſches Geld; und dieſes ſollte nach ſeiner Einrichtung forthin in Frankreich folgenden Werth haben:

der Friedrichsd'or – 22 Livres,
der ganze Thaler — 4 Livres,
der Groſchen – – 3 Sous 4 Déniers,
der Böhm – – 2 S. – 8 D. —
der Sechſer – – 1 S. – 10 D. —

dieſer Tarif wurde gedruckt deutſch und franzöſiſch, und aller Orten angeſchlagen.

Man ſieht, daß man das Livre gerade zu 6 Groſchen gerechnet hat: denn 4 Livres machen einen preußiſchen Thaler. Nun gebe man Acht! 24 Livres machen einen franzöſiſchen neuen Louisd'or: dieſer gilt aber in Leipzig und in Berlin gerade einen Thaler

mehr

mehr, als die preußiſchen oder ſächſiſchen Louisd'or: alſo muß auch der franzöſiſche Louisd'or nach des Hn. Grafen Tarif 4 Livres mehr gelten, als der preußiſche; dieſer aber müßte dann 20 und nicht 22 Livres betragen: das iſt, dünkt mich, ſonnenklar.

Eben ſo muß man das andre Geld berechnen. Wenn die franzöſiſchen Louisd'or mit den preußiſchen gleiches Agio haben — wie dieſes in Berlin und an mehrern Orten der Fall iſt — ſo kann man das Agio weglaſſen, oder hinzuſetzen: und die Rechnung muß richtig bleiben, daß der Louisd'or nicht 22, ſondern nur 20 Livres gilt. Man hat nicht das gleiche Agio berechnet, und den franzöſiſchen Louisd'or gerade zu 6 Thalern, den preußiſchen aber zu 5 Rthlr. 12 Groſchen angeſetzt. Allein da alle Kaufleute klagen, daß man am franzöſi-

ſchen

ſchen Golde verliere, wenn man es in Sach-
ſen oder Preußen ausgiebt, ſo müßte man
die Rechnung nach Reichsgulden anſtel-
len, wo dann die franzöſiſchen Louisd'or
11 Gulden 3 Batzen; die preußiſche aber
nur 9 Gulden betragen würde.

Die Franzoſen lieſſen ſich dieſen Münz-
fuß zwar gefallen, nahmen auch unſer
Geld; um aber nichts einzubüßen, erhö-
heten ſie, wie billig, den Werth ihrer
Waaren.

Ich weiß auch, daß die Leute geglaubt
haben, nach unſerm Abzuge würde das
preußiſche Geld nicht mehr gelten, und
ſahen es daher nicht einmal gern, wenn
man damit bezahlen wollte. Allein in die-
ſer Rückſicht hätten ſie ſich beruhigen kön-
nen: denn ich weiß, daß man ſogar in
Chalons und anderswo, wo keine Preuſ-
ſen geweſen ſind, doch das preußiſche Geld
gern

gern genommen hat. Und ich bin verſichert, daß noch nach vielen Jahren unſre Münze in Frankreich kurſiren wird, ſo wie im Reiche die franzöſiſche.

Neunter Brief.

Um mich nach dem jetzigen Zuſtande der Gelehrſamkeit in Frankreich zu erkundigen, ſprach ich in Verdün zwey geiſtliche Herren, wovon der eine ein Abbee war. Ich erkundigte mich zuerſt nach dem neuern Schulweſen, das jetzt Sache der Nation geworden iſt, und hörte viel, was mich befriedigte. — Unſre Herren Philologen würden es übel nehmen, wenn ich den Franzoſen gründliche Litteratur zuſchreiben wollte. Franzoſen ſind keine Engländer, Holländer oder Deutſche. — Das Latein

wird

wird wenig getrieben. Lateiniſch reden und ſchreiben iſt ganz aus der Mode gekommen, ſagte der Herr Abbee. Seit der Revolution hat man die Pedanterey mit dem todten Sprachweſen abgeſchaft. Die Geiſtlichen werden das Latein bald auch entbehren können; denn das Brevier hat ſeinen Abſchied bekommen. Sie haben jetzt etwas reelleres zu thun. Die Revolution hat überhaupt alle alte Schul-Gelehrſamkeit verdrängt, wie vor 150 Jahren in England, wo auch auf einmal alles Lateinlehren ein Ende hatte, als Carl I. ſeinen Kopf verlohr. Ein Volk, das vom Geiſt des Aufſtandes beſeelt wird, hat unmöglich die ſclaviſche Geduld, die zu ernſthaften, ſchwerfälligen Grübeleyen und Wiſſenſchaften erfodert wird, und beſonders iſt das Sprachſtudium keine Sache für daſſelbe: Hiezu wird mehr Ruhe

und Muße erfodert, als ein ſolches Volk darauf verwenden kann. Und was kümmert uns das längſt Vergangene, wenn das Gegenwärtige unſere ganze Aufmerkſamkeit hinreißt!

Die größten Männer der Nation ſind keine eigentlichen Gelehrte. Eben ſo war es vor Zeiten zu Rom, wo das, was eigentlich gelehrt hieß, nur als Nebenwerk angeſehen ward. Philoſophie im Syſtem, Mythologie — eins der ſchwerſten und weitläuftigſten Studien im Alterthum — Geſchichte, Aſtronomie, Phyſik im Sinne der Alten und andere Wiſſenſchaften von der Art galten eben nicht viel bey den Römern: höher achteten ſie die Gymnaſtik, die bürgerliche Beredſamkeit, die Kenntniß des Vaterlands und der vaterländiſchen Geſetze, die Kriegskunſt, den Ackerbau,

bau, die Oekonomie, und was hierauf zunächſt Bezug hatte.

Jene maſcula Eloquentia, welche Cicero an den Gracchen rühmte, welche ehemals Wunder hervorbrachte, blüht jetzt auch in Frankreich wieder auf: eine Beredſamkeit, die nicht in den Schulen aus Büchern, ſondern im geſchäftigen Leben aus dringenden Angelegenheiten erlernt und geſchöpft wird. Wer bewundert nicht die vielen männlichen Reden, die von Mirabeau an, bis auf Roland in der Nationalverſammlung öffentlich gehalten ſind! Einige ſind des Demoſthenes und des Ciceros würdig. Dieſe, chreſtomatiſch geſammelt, könnten den Philippiſchen Reden zur Seite erſcheinen. Wer dereinſt dem Zetergeſchrey der blutdürſtigen Buben Egalite', Marat's, Pethion's und Robertspierre's fluchen wird,

wird dem edeln Ausguſſe patriotiſcher Geſinnungen eines Rolands und ſeines Gleichen Trophäen errichten. —

Die franzöſiſche Sprache gewinnt jetzt auch an Zuwachs, und fängt an, ihren eignen Gang zu nehmen. Die Akademie hört auf, ihr Feſſeln anzulegen: jeder formt ſie nach ſeinem Genie; und, um die Aechtheit eines Ausdrucks zu erfahren, frägt man nicht mehr, ob ihn auch die Dames de bel air gebrauchen, und ob er zu Verſailles Mode iſt? Die Neufranken ſind Männer geworden, und ihre Sprache wird bald auch eine männliche ſeyn. — Das war der Hauptinhalt meiner Unterhaltung mit dem Herrn Abbee.

Ueber die Unkunde der meiſten Franzoſen in Dingen, die ſie und ihr Land betrafen, äuſſerte er ſich nicht uneben. — „Wer kannte — fragte er — vor der Revolution

volution ſein Vaterland? Es lag der Regierung daran, daß wir es nicht kannten. Wir ſollten mit unſern Kräften und dem Reichthum der Natur und der Kunſt um uns herum unbekannt bleiben: wir ſollten nicht ſcharfe Rechnung über das alles, und deſſen Verwendung und Verbeſſerung fodern können. Kurz, wir und unſer Vaterland ſollten ein todtes Kapital für uns ſeyn und bleiben. Kein gemeinſchaftliches Intereſſe verband uns damals, keine gemeinſchaftliche Theilnahme an der öffentlichen Sache: was konnte uns bewegen, unſer Vaterland kennen zu lernen, und uns von deſſen Lage, Verhältniß, Producten und Betriebſamkeit zu unterrichten? Jetzt iſt das geändert: jetzt ſind wir Brüder: jetzt haben wir gleiche Stände, Rechte und Geſetze und das Vaterland gemeinſchaftlich: jetzt ſind wir als Bürger des

Staats alle Theilnehmer an der öffentlichen Sache und Regierung, und haben folglich das größte Intereſſe, uns um das Oertliche und Sachliche unſers Vaterlands zu bekümmern. Unnütz ſind aber auch nunmehr die alten Geographien von Frankreich. Dieſe reden von Generalitäten, Provinzen und Hauptſtädten — und wo giebt es hier Generalitäten, Provinzen und Hauptſtädte? Sie erzählen uns von Sitten und Bewohnern — und dieſe ſind jetzt nicht mehr dieſelben. Wir hören von öffentlichen Denkmälern — ſie exiſtiren nicht mehr oder ſie ſind zu einem andern Gebrauche verwendet: auch hat die Freiheit andere geſchaffen und ihnen den Character gegeben, welchen ſie allen ihren Werken giebt. — Leſen Sie, fügte er hinzu, die Voyages dans les Departements

de

de la France; und Sie werden mir beyſtimmen.„ So weit der Herr Abbee!

Um dieſe Zeit verbreitete ſich das Gerücht, der König von Frankreich wäre entwiſcht, und in Chalons angekommen: Dieſes Gerücht fand Eingang, ſogar im Hauptquartier, und man war leichtgläubig genug, den unglücklichen König alle Stunden im Lager zu erwarten. Ich widerſprach aller Orten; aber umſonſt: Ludwig mußte in Chalons ſeyn! Zu Verdün glaubten die Bürger das Ding nicht: denn dieſe waren beſſer von der wahren Lage ihres Königes unterrichtet, als wir.

Ein Patriot erſchoß an einem Abend einen preußiſchen Officier auf der Straße zu Verdün. Man forſchte dem Mörder nach, aber der wahre Thäter wurde nicht entdeckt. Man ergriff jedoch einen verdächtigen Menſchen, einen von der patrio-

 tiſchen

tiſchen Armee oder von den Nationalgarden, und verurtheilte ihn zum Gaſſenlaufen, ob er gleich nicht überführt war. Das Urtheil aber iſt nicht vollzogen worden — ſo viel mir bekannt iſt.

Der Poſtmeiſter, welcher den König Ludwig auf ſeiner Flucht arretirt hatte, wurde von den Unſrigen eingezogen und zu Verdün gefangen hingeſetzt. Er fand aber Gelegenheit, zu entwiſchen. Ein gleiches wiederfuhr dem Präſidenten der Diſtrictsadminiſtration zu Varenne, dem Hn. George. Er war noch kurz vorher Mitglied der geſetzgebenden Verſammlung zu Paris geweſen. Dieſer Mann verrieth viel Größe des Herzens und Gegenwart des Geiſtes. Er war zum voraus gewarnt worden, ſich den Nachſtellungen der Preußen, noch mehr aber denen der Emigrirten zu entziehen; aber vergebens. Seinem

nem Poſten getreu, begiebt er ſich aufs Varenner Rathhaus, trotz der Bitte ſeiner Frau und Mitbürger, für ſeine Sicherheit ſorgen zu wollen. Kaum iſt er da, ſo wird er auf Bouille's Befehl aufgehoben und einem preußiſchen Officier zur Begleitung nach Verdün übergeben. Es läßt ſich denken, daß der feurige Contrerevolutioniſt Bouille ſeinen Arreſtanten nicht ſanft behandelt habe. Nach ſeiner Anordnung würde der bejahrte Gefangne zwiſchen zwey Pferden haben nach Verdün wandern müßen, wenn der preußiſche Officier nicht das Mitleid gehabt hätte, ihn einen Gewehrkarren beſteigen zu laſſen. Ich mag Bouille's Neckereyen nicht alle anführen: genug er muß eine kleine, rachſüchtige Seele haben.

Als George dem Herzog in Verdün vorgeführt wurde, redete ihn dieſer in Ge-

genwart einiger Emigrirten mit den Worten an: Ha, da ſeyd Ihr ja, Hr. George, nach welchem wir getrachtet haben!

George. Wozu das? Man hat mich auf meinem Poſten gefunden!

Herzog. Berüchtigter Jakobiner, Aushelfer des Pethion!

George. Ich kenne nur zwey Klaſſen von Bürgern, gute und ſchlechte, und bin ſtolz genug, mich zu den erſtern zu rechnen.

Herzog. Ihr habt den Volontairs Geld gegeben, nicht wahr?

George. Ja! und wäre ich reicher gewesen — ich hätte mehr gethan.

Herzog. Wißt Ihr wohl, daß Euch das übel bekommen wird?

George. Von den Feinden meines Vaterlandes erwarte ich keine Wohlthat: ich weiß, daß ſie auch die meinigen ſind, u. ſ. w.

Wäh-

Während dieſer Unterredung ſuchten die Emigrirten ihren Groll durch allerhand Neckereyen des entkräfteten Georges auszulaſſen, und hätten ihn gern mit ihren unvermerkt geſpornten Pferden übern Haufen geritten. Dies erregte bei einigen Preußen Zeichen des Unwillens. Indeß George wurde abgeführt, ſaß vier Wochen nicht zum beßten, und wurde endlich gegen einen Sekretair von unſerer Seite, der in franzöſiſche Gefangenſchaft gerathen war, wieder entlaſſen. Er nahm die Achtung und das Mitleid von vielen unſerer Hauptleute mit, die ihn nebſt mir mehr als einmal beſucht und bewundert hatten. Männer von ſeiner Art waren unter dem Ludwigs-Kreuze ſelten.

Außer ihm, war die Verdüner Cidatelle voll von Kriegs- und andern Gefangenen. Ich hatte ſo mein Vergnügen, in

müßi-

müßigen Stunden mich mit dieſen Leuten zu unterhalten. Alle Gefangene vom franzöſiſchen Militair rühmten ihren Dienſt, und lobten die Anſtalten, welche ihre Nation zur Behauptung ihrer Freiheit getroffen hätte. Sie bedauerten die Leichtgläubigkeit der Ausländer, die den fabelhaften Ausſagen ihrer emigrirten Feinde über Mangel an vaterländiſchen Truppen, Generalen, Artillerie, Subordination u. dgl. Gehör gegeben hätten, und wünſchten zur Schonung des Menſchenbluts von beyden Seiten, daß eine traurige Erfahrung ſie nicht vom Gegentheil überführen möchte. Man wüßte recht gut, daß nicht nur emigrirte Royaliſten, ſondern ſelbſt auswärtige Höfe Factionen in Frankreich zu unterhalten ſuchten; allein man müſſe nicht vergeſſen, daß die Volksklaſſe die Wohlthat des aufgehobenen deſpotiſchen

Drucks

Drucks noch zu friſch und zu lebhaft fühle, um bei herannahender Gefahr nicht gern alles aufzubiethen, um den Factionen und jedem Feinde ihrer Freiheit Gut und Blut entgegen zu ſetzen. Der Franzoſe wäre freilich an ſich ſehr wankelbar, aber der einmal entfeſſelte Menſch in ihm wäre auch, wenn jetzt Noth ihn wiegele, des heroiſchen Enthuſiasmus fähig: und in dieſem Zuſtande brauchte es nur einer Minute, um ihren Feinden noch fürchterlicher zu werden, als je. — Rußland, vermuthete man, lenke das ganze Unternehmen wider Frankreich, um Oeſtreich und Preußen an Mannſchaft und Schatz zu erſchöpfen, und dann ſich über beide Mächte hinauszuſchwingen. Es würde vielleicht ſogar von der einen Seite etwas fahren laſſen, um es hernach von einer andern mit doppeltem Erſatz zurückzunehmen,

men. — Man begienge im Auslande die Unbilligkeit, die Sache ihrer Nation mit der Sache einiger Frevler und Factioniſten unter derſelben zu verwechſeln. Ihre Hauptſache wäre die Sache der geſammten Menſchheit, und es wäre daher ſehr zu bedauren, daß man ſich durch die Kunſtgriffe derer wider ſie aufhetzen ließe, deren Intereſſe es erforderte, die Völker erſt zu blenden, um ſie hernach deſto zuchtmeiſterlicher zu geißeln. Manches Kind lachte auch über das Ruthenbinden für andere, und hätte hintendrein nicht ſelten das Unglück, ihre Schärfe ſelbſt zu empfinden. — Lächerlich wäre es immer, ihrer Nation, mit dem Miniſter-Sklaven, dem feilen Burke, etwas zur Laſt zu legen, was die größten Monarchen von jeher praktiſirt hätten, nämlich Landesverfaſſungen umzuändern, ſo bald dieſes

mit

mit größern Vortheilen für ſie verbunden war. Wer kennt nicht, war die Frage, die ſonderbaren Gründe, welche man von jeher hierzu vorgab! Politiſches Gleichgewicht, oder die Sicherheitsſtellung ihrer Grenzen war gewöhnlich ihr Hauptthema dazu. Wollen die Neufranken nicht jetzt das Nämliche? politiſches Gleichgewicht ihrer Stände, und dieß in ihrem eignen Gebiethe, nicht in der Türkey, nicht in Polen? O über den Burke und ſeinen Vor- und Nachtrab unter den Großen und deren Anhängern! Die Franzoſen thun etwas, wozu die Natur ihrer Sache ſie berechtiget, und man nennt ſie Rebellen: Die Machthaber der Völker thun etwas, wozu ſie das Uebergewicht der Waffen haben, und man nennt ſie Helden. O Völker, o Augen, o Menſchenverſtand! — Auf meine Frage, nach der Stärke ihrer Armee, war die Antwort:

die wiſſe man nicht: man könnte eigentlich nicht ſagen, wie viel Franzoſen überhaupt Waffen tragen könnten: jeder Bürger ſey dazu verpflichtet, wie in der Schweiz, u. ſ. w.

Die Magazine der franzöſiſchen Beſatzung zu Verdün waren vortreflich verſehen: Heu, Hafer, Stroh, Mehl, Zwieback, Oehl, Speck, Erbſen, Reis, kurz, alles, was zur Verſorgung einer ſtarken Garniſon gehört, war hier im Ueberfluß. Die Preußen öfneten dieſe Magazine, und nahmen heraus, was ſie brauchten. Daß es dabey oft ſehr anomaliſch zugieng, verſteht ſich von ſelbſt, eben ſo auch, daß vieles verſchüttet und verdorben wurde. Ich ſelbſt habe geſehen, daß man mehrere Ohmen Wein in den Sand laufen ließ. Einiges von Wein, Branntewein, Weineßig, Speck u. dgl. wurde unter die Armee ausgetheilt.

In dem Kloſter auf der Cidatelle fand ich eine Menge Bilder des heiligen Donatus mit einem Gebete an dieſen Heiligen wider das Gewitter. Die Bilder, hieß es vorzeiten, hätten ein wunderthätiges Gnadenbild des Heiligen angerührt, und beſäßen von daher die Kraft, Gewitter abzuhalten. Ich nahm alſo dieſe papiernen Blitzableiter mit in die Stadt; aber man lachte darüber, als über Fratzen. In Trier hätte man Geld dafür haben können!

Ich habe ſchon geſagt, daß es in Verdün ſehr hübſches Frauenzimmer giebt. Unter dieſem glänzte beſonders eine Kaufmannsfrau, die für eine vollkommene Schönheit gelten konnte. Um dieſes magnetiſche Geſchöpf ſchwärmten die jungen Officierchen herum, wie die Bienen um die Kirſchblüthe. Sie mußten aber bald abziehen, da gewiſſe Herren, mit ſehr hohen Titeln, anfiengen, die ſchöne Danae

zu frequentiren. Wie weit dieſe Herren es in der äſthetiſchen Gleichheit der Stände bey ihr gebracht haben, kann ich nicht ſagen: ſie hatte aber ſehr viel preußiſches — Gold. Die Frau eines Poſamentirers willfahrte Herren von minderm Gewichte: eine ſchöne andre Kaufmannsfrau war in der Liebe ſogar republikaniſch. Das waren denn Ausnahmen vom Obigen!

Im Lager bey Verdün war der Mangel an Lebensmitteln bey weitem ſo groß nicht, als nachher in Frankreich. Der Preis derſelben war auch ſo halb und halb. Die Marketender, meiſt Juden, fanden Mittel, allerhand Mundvorrath aus den eroberten Magazinen für ein Spottgeld einzukaufen, und ihn hernach wieder mit ſtarkem Profit an die Soldaten anzubringen. Bis dahin war es alſo für uns noch erträglich, aber dieſe Tage waren auch die letzten erträglichen, die wir in Frank-

reich

reich für dieſsmal erlebt haben: denn nachdem wir von Verdün aufgebrochen ſind, hat uns unbeſchreibliches Elend und Unglück verfolgt, wie die Fortſetzung dieſer Nachrichten beweiſen wird.

Das Bündniſs unſeres Königes mit Oeſtreich veranlaſste allerhand Kannengieſsereien, wovon ich eine ſehr politiſche anführen will. Es hieſs: der Kaiſer könnte ſchon für ſich die Franzoſen zu Paaren treiben; alsdann aber würde er Provinzen von Frankreich abreiſsen und dadurch viel zu mächtig für uns werden. Um dieſs zu verhindern, habe unſer König ſich mit ihm verbündet. Frankreich müſste auf jeden Fall Provinzen verlieren, um die Kriegskoſten zu erſetzen: von Elſaſs und Lotharingen wäre das ſchon ausgemacht. Und wenn dieſs nun geſchähe, ſo müſste Preuſsen jetzt auch bedacht werden. So räſonnirten Männer, welche tiefe Ein-

ſicht in die Politick haben wollten, und ſpotteten über die Grenz-Feſtungen von Frankreich. —

Dieß Spotten gieng aber bald in Furcht über, als man von den Folgen hörte, welche unſer Manifeſt erſt in Paris und hernach in ganz Frankreich gehabt hatte. Nun ſah man deutlich, daß die Neufranken und ihr Land das nicht waren, wofür man beide, nach der Schilderung der Emigrirten gehalten hatte. Gewiſſe zurechtweiſende Aufſätze im Moniteur trugen zur Vermehrung unſerer Furcht und zu etwas mehr Nachſinnen und Ueberlegen viel bey. Man ſoll ſie zu ſeiner Zeit kennen lernen. Ich übergehe die beißenden Bemerkungen der Pariſer über unſer Manifeſt, die von der Art waren, daß ſie von Mund zu Mund weiter giengen, und uns nicht viel Gutes erwarten ließen.

Zu gleicher Zeit erfuhren wir mit Gewißheit, daß La Fayette und ſein Anhang die franzöſiſche Armee, die ohnweit Chalons verſchanzt ſtehen ſollte, verlaſſen habe, und von den Oeſtreichern aufgehoben und als Gefangner in Verhaft gebracht ſey. Dieſer Vorfall gab wieder etwas Muth und Hofnung; aber nicht lange. Unſere gemeinen Soldaten fragten ſchon einander: wie weit wir noch bis Paris hätten? Sogar berathſchlagten viele von den Officieren, wie ſie ſich in Paris divertiren, und für ihre bisherigen Strapazen ſchadlos zu halten ſuchen wollten. Viele ſprachen wie entzückt von den Vergnügungen im Palais Royal! Unſere alten Krieger machten aber hierbey die Bemerkung, daß es unſern Leuten jetzt gienge, wie den Franzoſen im ſiebenjährigen Kriege: dieſe hätten auch bei jeder Gelegenheit gefragt: „Wie viel

hat

hat ſick nock nack Berleng? Wie viel hat ſick nock nack Magdebuhr?“ —

Bey einer beſondern Gelegenheit erfuhr ich von einem Franzoſen, daß die Patrioten in ſeinem Vaterlande unſern König le grand Roi des Ulans, den großen König der Ulanen betitelten. Il n'eſt pas ſon père, pflegten ſie auch zu ſagen: ſie meynten nämlich, er ſey Friedrichs des Zweyten Sohn. — Die Franzoſen ſind beynahe durchgängig ſchlechte Genealogiſten, wie ſie ſchlechte Geographen ſind. —

Ehe wir von Verdün aufbrachen, lagen von den meiſten Regimentern ſchon zwey bis dreyhundert Mann im Lazarethe. Man rechne nun ſo durch die ganze Armee, und bedenke die ungeheure Menge der Kranken! — Dieſe traurige Saite muß ich leider noch oft berühren. Und doch wollten wir nach Paris! —

Ende des erſten Packs.

[illegible]